

# Neujahrsblatt

herausgegeben von der

## Stadtbibliothek Zürich

auf das Jahr

1915

---

---

Nr. 271

---

---

Eine ungedruckte Kriegszeitung  
vor hundert Jahren

1815—1815

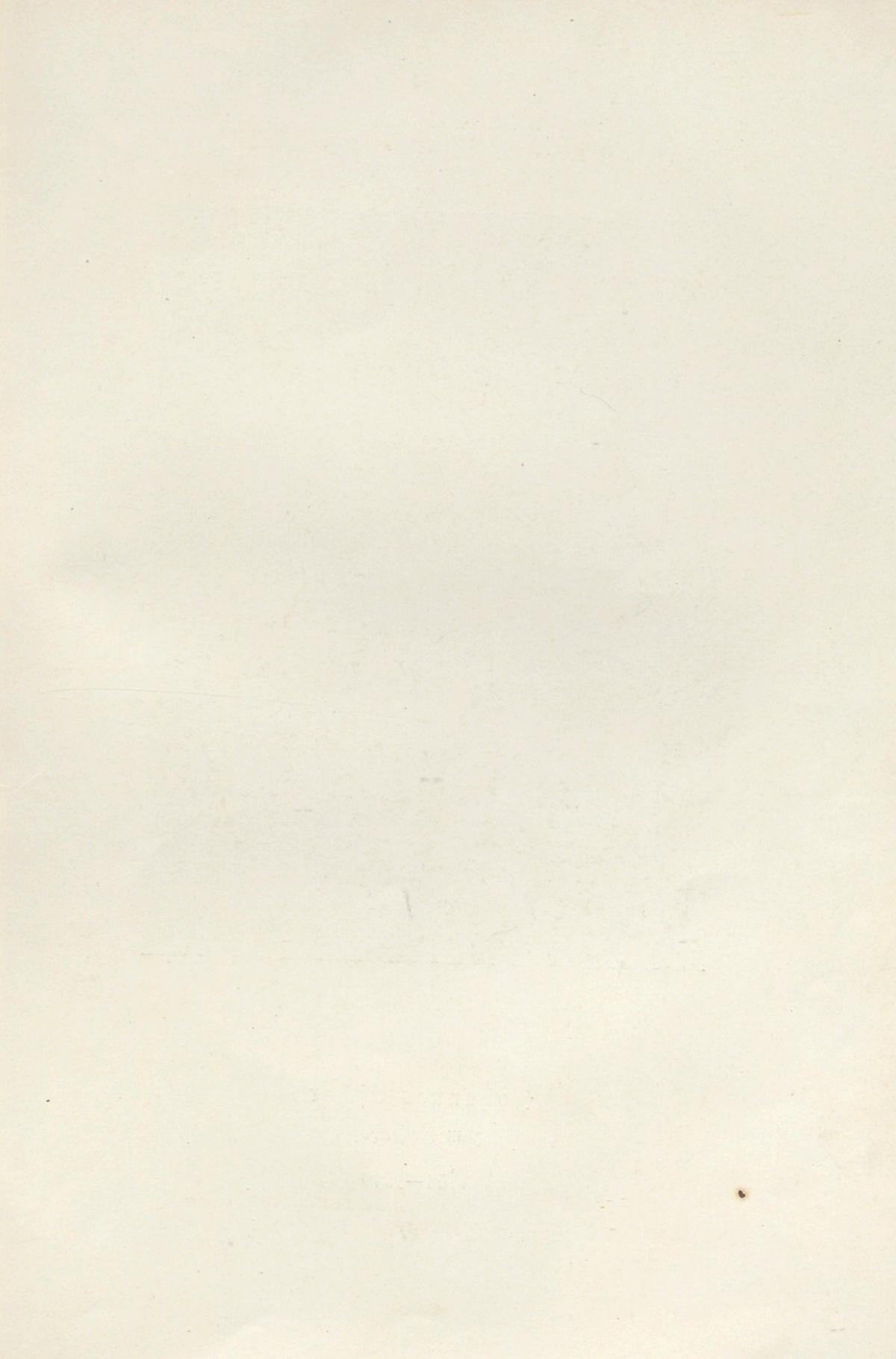
Von

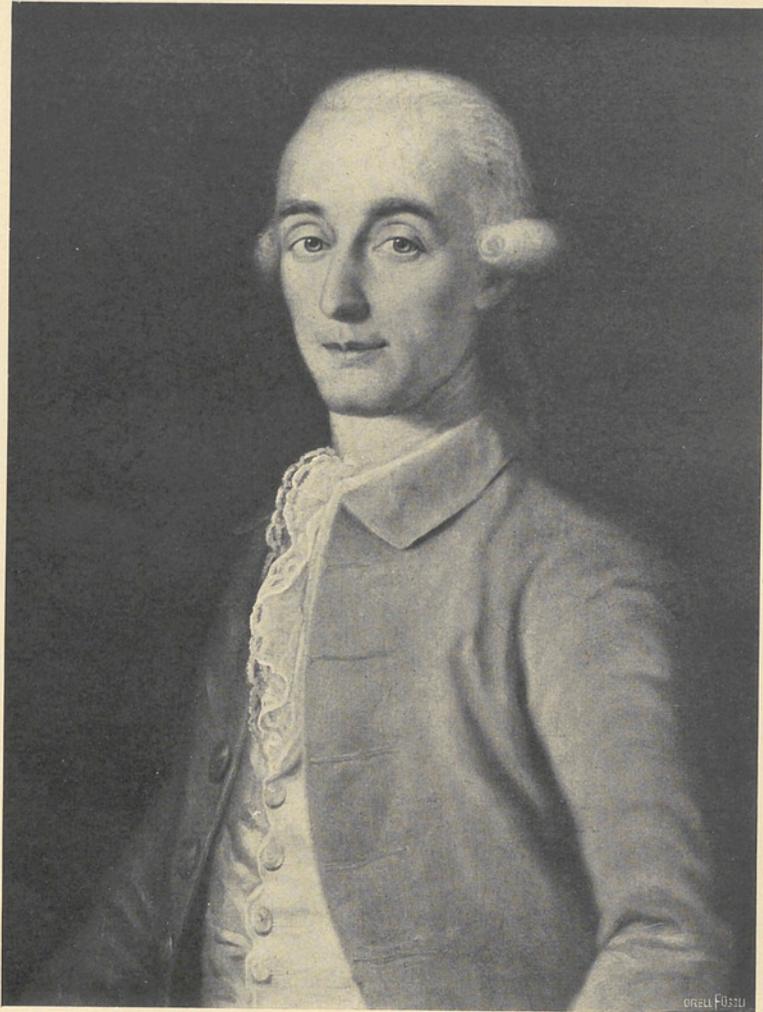
Wilhelm Wechsli

# Neujahrsblätter der Stadtbibliothek.

## Neue Reihenfolge.

- 1842—1848. Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich. 7 Hefte.  
1849—1850. Beiträge zur Geschichte der Familie Manes. 2 Hefte.  
1851. Leben Johann Kaspar Drelli's.  
1852. Leben des Herrn Friedrich Du Bois von Montpereux.  
1853—1854. Geschichte des ehemaligen Chorherrengebäudes beim Grossmünster. 2 Hefte.  
1855. Lebensabriß des Bürgermeisters Johann Heinrich Waser.  
1856—1858. Geschichte der schweizerischen Neujahrsblätter. 3 Hefte.  
1859. Die Geschenke Papst Julius II. an die Eidgenossen.  
1860. Die Becher der ehemaligen Chorherrenstube.  
1861. Kaiser Karls des Grossen Bild am Münster in Zürich.  
1862.—1863. Das Münzkabinet der Stadt Zürich. 2 Hefte.  
1864. Briefe der Johanna Gray und des Erzbischofs Granmer.  
1865. Erinnerungen an Zwingli.  
1866. Eine Erinnerung an König Heinrich IV. von Frankreich.  
1867. Das Freischießen von 1504.  
1868. Der Kalender von 1508.  
1869. Herzog Heinrich von Rohan.  
1870. Die Reise der Zürcherischen Gesandten nach Solothurn zur Beschwörung des Französischen Bündnisses 1777.  
1871. Konrad Pelikan.  
1872—1873. Die ehemalige Kustkammer auf der Stadtbibliothek zu Zürich. 2 Hefte.  
1874. Die Legende vom heil. Eligius.  
1875—1876. Die Sammlung von Bildnissen Zürcherischer Gelehrten, Künstler und Staatsmänner auf der Stadtbibliothek in Zürich. 2 Hefte.  
1877—1878. Die Glasgemälde von Maschwanden in der Wasserkirche zu Zürich. 2 Hefte.  
1879—1882. Die Holzschneidekunst in Zürich im sechzehnten Jahrhundert. 4 Hefte.  
1883. Die Glasgemälde aus der Stiftspropstei, von der Chorherrenstube und aus dem Pfarrhause zum Grossmünster.  
1884—1885. Lebensabriß von Salomon Bögelin, Dr. theol., Pfarrer und Kirchenrat. 2 Hefte.  
1886—1887. Lebensabriß von A. Salomon Bögelin, Dr. phil. und Professor. 2 Hefte.  
1888. Goethes Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich.  
1889. Die eigenhändige Handschrift der Eidgenössischen Chronik des Megidius Tschudi in der Stadtbibliothek Zürich.  
1890. Johannes Stumpfs Lobsprüche auf die dreizehn Orte, nebst einem Beitrag zu seiner Biographie.  
1891. J. J. Bodmer als Geschichtschreiber.  
1892. Das Reichsland Uri in den Jahren 1218—1309.  
1893. Englische Flüchtlinge in Zürich während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Theodor Better.  
1894. Gottfried Keller als Maler, von Carl Brun.





Johannes Escher

zum Felsenhof

1754—1819

# Neujahrsblatt

herausgegeben von der

# Stadtbibliothek Zürich

auf das Jahr

1915

---

---

Nr. 271

---

---

Eine ungedruckte Kriegszeitung  
vor hundert Jahren

1815—1815

Von

Wilhelm Wechsli

Das Titelbild ist nach einem Ölbild von Speisegger aufgenommen. Das Original befindet sich im Besitz von Frau von Meyenburg-von May, einer Urenkelin des Verfassers der vorliegenden Aufzeichnungen, die es der Stadtbibliothek zum Zwecke der Reproduktion freundlichst zur Verfügung stellte.

## I. Johannes Escher und sein Tagebuch.

„In einem der verhängnisvollsten Augenblicke meines Lebens, in einem Zeitpunkt, der über das zukünftige Schicksal der ganzen Welt entscheidender zu werden scheint, als keiner seit 2000 Jahren es gewesen ist; jetzt da nach menschlicher Ansicht ein Mann, der in der Weltgeschichte seines gleichen nicht hat, die gänzliche Unterjochung von Europa sich zum ersten Ziel seines Bestrebens zu setzen scheint, indeß die nordischen Völker, wie aus einem langen Schlummer erwachend, sich zum erstenmal als Freunde die Hand bieten, um nicht wie bis anhin vereinzelt und getrennt dem Joche der fremden Herrschaft zu unterliegen, sondern sich mit Muth und Macht erheben und mit aller Kraft, die in ihnen liegt, den gränzenlosen Eroberungsplänen des Einzelnen gemessne Schranken setzen und Europa einst wieder Friede geben wollen, — jetzt möchte ich mir ein Andenken aufbewahren von dieser Zeit, die auch für mich und mein Liebes, theures Vaterland und für die Fortdauer seines noch jetzt so vor allen Völkern ausgezeichnet glücklichen Zustandes entscheidend werden muß. Es kann nicht in meinem Plan liegen, die Geschichte dieser Zeit aufzuzeichnen. Sie wird uns bis auf spätere Zeiten ganz unbekannt bleiben; selbst von dem Gang des beginnenden Krieges werden keine zuverlässigen Berichte anders als französische Zeitungsblätter zu uns gelangen können, da wir uns jetzt durch die ganz in Frankreichs Schicksale verwebten Rheinbundes-Staaten vom Norden getrennt finden. Einzig beschränke ich mich auf die Reflectionen, die mir die einkommenden Nachrichten darbieten, und vorzüglich auf alle Ereignisse, die unmittelbar mit meinem Vaterland in Berührung stehen, so daß die Ereignisse und Schicksale der Schweiz mein erstes Augenmerk bleiben.“

Mit diesen Worten begann am 21. August 1813 ein ungenannter Verfasser in Zürich historische Aufzeichnungen über die Kriegsergebnisse von 1813 bis 1815, die den Zusammenbruch des napoleonischen Kaisertums herbeiführten. Welche Periode der Geschichte könnte mehr an die furchtbaren Kämpfe der Gegenwart erinnern, als die Zeit der Freiheitskriege? Wie heute durchtobte vor hundert Jahren ein mit unerhörter Erbitterung und bisher unerhörten Massen geführter Weltkrieg unsern Erdteil. All die Mächte Europas, die sich heute schlagen, waren dabei beteiligt, nur in anderer Gruppierung. Damals hatten Rußland, Preußen, Oesterreich und England sich als Verbündete vereint, um die Weltherrschaft Frankreichs zu brechen, während heute dieses an der Seite Rußlands und Englands gegen die beiden deutschen Mächte kämpft. Wie heute gab es 1813 einen östlichen und westlichen Kriegsschauplay; wie heute Deutschland, so hatte damals Frankreich nach zwei Fronten zu streiten, im deutschen

Osten gegen Russen, Preußen und Österreicher, im Westen auf der Pyrenäenhalbinsel gegen Engländer und Spanier, bis 1814 der Krieg sich über den Rhein und die Pyrenäen auf französischen Boden wälzte. Wie heute die Engländer als Helfer der Franzosen gegen die Deutschen in Belgien landeten, so 1815 als Verbündete der Deutschen gegen die Franzosen. Und wie heute die Schweiz eine Insel des Friedens inmitten des Orkans bleiben will, so ebenfalls vor hundert Jahren; nur daß sie damals nicht die Kraft besaß, ihrer Neutralitätserklärung den nötigen Nachdruck zu geben. So gelangten die Österreicher 1813 unter Verletzung der schweizerischen Neutralität nach Frankreich, wie heute die Deutschen unter Verletzung der Neutralität Belgiens. So begegnen uns Analogien zwischen 1813—1815 und 1914 auf Schritt und Tritt; aber auch starke Gegensätze. Vor allem fehlt dem jetzigen Krieg die gigantische Gestalt eines Übermenschen wie Napoleon, dessen Weltherrschaftsträume die erkennbare Ursache des Weltbrandes vor hundert Jahren bildeten.

Es mag daher nicht unpassend sein, jenem auf der Stadtbibliothek Zürich befindlichen Manuskript über die Kriegszeit von 1813—1815 etwas näher nachzugehen. Nicht daß es sich um eine hervorragende literarische Leistung handelte oder um eine Geschichtsquelle, welche die Kenntnis jener Zeiten durch unbekanntes Material erheblich bereicherte. Der Verfasser war offenbar nicht in der Lage, viele Dinge, welche die Welt nicht wußte, zu vernehmen und für die Nachwelt aufzuzeichnen; dennoch war es kein gewöhnlicher Mann, der hier zur Feder griff. Er nennt sich nirgends mit Namen, aber auf Umwegen erfahren wir doch, wer er war. Aus verschiedenen Stellen geht mit Bestimmtheit hervor, daß er der Bruder des unvergesslichen Linth-Escher war, so namentlich aus S. 594, wo er erzählt, daß sein Bruder am Abend des Bundesschwurs vom 7. August 1815 dem Erzherzog Johann alle Linthpläne vorgelegt und daß dieser mit ihm vom Lungern- und Pfäffikersee und von den Arbeiten an der Glatt gesprochen habe.

Der Constaffelherr Hans Caspar Escher im Seidenhof (1729—1805), letzter Gerichtsherr zu Kessikon und Islikon, hatte von zwei Frauen drei Söhne, die ins erwachsene Alter gelangten; von der ersten Heinrich (1753—1811) und Johannes (1754—1819), von der zweiten Hans Conrad (1767—1823), den Schöpfer des Linthwerks. Da Heinrich schon 1811 gestorben war, so bleibt nur Johannes als Verfasser unsers Manuskripts übrig, und eben aus seiner Familie ist der Stadtbibliothek seinerzeit das Manuskript zugekommen.

Johannes Escher, gewöhnlich der „Freihauptmann“ genannt als Kommandant einer „Freikompanie“, wie bis 1798 die ersten Kompagnien der Zürcher Bataillone hießen, 1813 ein Mann von nahezu 60 Jahren, war der Vater des verdienten Hans Kaspar Escher, der durch sein Etablissement in der Neumühle der Begründer der schweizerischen Maschinenindustrie geworden ist. Er führte in Verbindung mit seinen Brüdern Heinrich (gest. 1811) und Hans Conrad (von der Linth) ein Seidengeschäft samt einer Kreppfabrik. Durch seine

Gattin Anna Barbara Landolt war ihm das stattliche Patrizierhaus zum „Felsenhof“ an der Pelikanstraße zugefallen; im Sommer bewohnte er das vom Vater ererbte Landgut die „Schipf“ zwischen Erlenbach und Herrliberg. Er machte, wie auf der Stadtbibliothek befindliche Manuskripte zeigen, in den Jahren 1772—1774 ausgedehnte Reisen durch Italien, Frankreich und Deutschland, die ihn nach Neapel und Sizilien, Bordeaux und Paris, Heidelberg und Frankfurt führten. \*) So hatte er ein schönes Stück Welt gesehen. Dagegen trat er im Gegensatz zu seinem berühmten Stiefbruder im öffentlichen Leben nicht sehr hervor. Er war Zwölfler auf der Zunft zur Meise, Spitalpfleger und seit 1803 Mitglied des Großen Rates. Aber er war, wie der Biograph seines Sohnes sagt, ein gebildeter, energischer, nach Prinzipien handelnder Charakter, der, ohne persönlich einzugreifen, an den öffentlichen Angelegenheiten und an den sich vorbereitenden Welthändeln lebhaften Anteil nahm, was aus seinen eigenen Aufzeichnungen erhelle. Vermutlich ist damit unser Manuskript gemeint. \*\*)

Escher bezeichnet sein Werk als ein „Tagebuch“ (S. 376) und insofern mit Recht, als er oft seine Notizen Tag für Tag eintrug. Er nahm es mit sich ins Comptoir, auf sein Landgut und selbst aufs Rathhaus (S. 417). Da es indes so gut wie gar keine persönlichen Erlebnisse enthält, sondern nur Nachrichten über Krieg und Politik, so dürfte man es wohl richtiger als eine ungedruckte Kriegszeitung betrachten, wie denn auch der Verfasser selber wiederholt von sich als einem „Zeitungsschreiber“ spricht (S. 64). Aber er ist ein Journalist ganz eigener Art. Daß jemand sich hinsetzt, um eine Zeitung zu seinem eigenen Vergnügen, zu seiner eigenen Belehrung zu schreiben, mit dem vollen Bewußtsein, daß sie außer ihm niemand lesen werde, \*\*\*) dürfte nicht oft vorgekommen sein. Psychologisch läßt sich das wohl am ehesten aus dem Ekel erklären, den die unter schärfster Zensur stehenden gedruckten Blätter in einem denkenden Leser erregen mußten. In seiner Privatzeitung brauchte Escher kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Er konnte seinen Gefühlen freien Lauf lassen, ohne mit der eigenen Regierung in Konflikt zu kommen oder gar mit dem kaiserlichen Standrecht Bekanntschaft zu machen.

Wie in einer Zeitung folgen sich in Eschers Buch Meldungen vom östlichen und westlichen Kriegsschauplatz, Armeebefehle, Proklamationen, Botschaften, Parlamentsreden, historische Anekdoten, inländische Nachrichten, in bunter Reihe, ohne eine andere Ordnung, als die ungefähre chronologische, aber alles untermischt mit zahlreichen Reflexionen eigener Zutat. Um allzu vieles Kopieren zu vermeiden, legt der Verfasser allmählich seinem Buche eine Sammlung von amt-

\*) Ms. P. 2128 und 2128 a. Gef. Mitteilung von Hrn. Dr. Gagliardi.

\*\*) (Mousson), Neujaarsblatt des Waisenhauses 1867, S. 5, und Keller-Escher, Fünfhundertundsechzig Jahre aus der Geschichte der Familie Escher vom Glas, S. 94 ff. und Genealogie, Stammtafel XI, Nr. 161.

\*\*\*) „Allein meine Papiere wird außer mir wohl niemand mehr lesen.“ S. 568.

lichen und außeramtlichen Flugblättern, Zeitungsblättern und Broschüren bei, auf die er jeweilen im Text sorgfältig verweist, die aber nicht mehr vorhanden zu sein scheinen. Die Quellen aus denen er schöpft, sind vornehmlich deutsche und französische Zeitungen und Bulletins, sowie Briefe. Auch mündliche Mitteilungen werden verwertet, und selbst die politischen Neuigkeiten, die Eschers Peruquier aus andern Häusern brachte, nicht verschmäht. Die Zeitungen, die Escher regelmäßig las, sind teils inländische, wie die Bürkli- oder Freitagszeitung, die Züchli- oder Zürcher Zeitung und seit Beginn des Jahres 1814 die Aarauer Zeitung, teils ausländische, wie die Allgemeine Zeitung, die Frankfurter Zeitung, der Osterreichische Beobachter, der Moniteur. Unter den Briefschreibern steht für 1813 obenan sein Sohn Hans Caspar, der gerade damals eine Studienreise nach Paris gemacht und sie nach England hatte fortsetzen wollen, aber auf Bitte des Vaters gegen Ende des Jahres heimkehrte, dann der bekannte Reisehandbuchverfasser Dr. Ebel, der 1813 aus Deutschland regelmäßig Bericht erstattete. Außer den Briefen des Sohnes und Ebels erwähnt Escher Privatbriefe aus Basel, Mülhausen, Lyon, Frankfurt, Leipzig, Göttingen, Gera, Gotha, Koburg, München, Augsburg, Wien, Mailand u. Oft werden ihm Briefe aus andern Häusern zugeschickt, so von einem Herrn Bodmer, vom Hans Finsler und andern.

Escher ist sich der Unzulänglichkeit dieser seiner Quellen wohl bewußt. „Ich weiß mir bald nicht mehr zu helfen mit meinen Zeitungsnachrichten“, bemerkt er am 31. Januar 1814. „Sowie ich etwas niederschreibe, so ergibt es sich einige Tage später als unrichtig“ (S. 301). Aber anderseits hält er sich für berechtigt, „selbst das Unwahre, worüber uns die Zukunft belehren wird, und das Unwahrscheinliche um so eher in dieses Gemälde des jetzigen Zeitpunktes aufzunehmen, als es gerade zu einem getreuen Gemälde von Kriegszeiten dienet, den abenteuerlichen Circul von Lügen, die sich allemal in solchen Zeiten verbreiten, nicht unberührt zu lassen“ (S. 7). In der Tat liegt gerade darin ein Hauptreiz des Escherschen Tagebuches, daß die absichtlichen und unabsichtlichen Entstellungen der Wahrheit durch die Kriegsparteien sich darin in einer Weise verfolgen lassen, wie nicht leicht in einem andern Produkt der Zeit.

Den Mittelpunkt der Escherschen Aufzeichnungen bildet selbstverständlich Napoleon. Aber sein Standpunkt ist nicht derjenige des Bewunderers, noch derjenige eines unparteiischen Beobachters und Beurteilers. Wohl gab es auch in Zürich Leute, deren Äußerungen verrieten, „daß die höchste Bewunderung für diesen Mann als Genie unvergleichbarer Größe und eine Entschuldigung alles seines Despotismus immer noch das Kennzeichen des ächten Jakobiners bleibt“, bei denen der Glaube feststand, „er müsse am Ende seinen Hauptzweck, die Zernichtung Englands, durch welche Umwege es immer sei, ganz erreichen“ (S. 12). Die Anhänglichkeit der „Seebuben“ für den Vermittler als den Schützer der Rechtsgleichheit überdauerte die Schlacht bei Waterloo (S. 561).

Im schärfsten Gegensatz dazu ist der Grundton des Escher'schen Tagebuchs grimmiger Haß gegen Napoleon als den Unterdrücker jeglicher Freiheit, den Urheber der Massenschlächtereien und all des sonstigen Elends, das seine endlosen Kriege über die Menschheit gebracht haben. Napoleon ist für ihn der „unnennbare Mensch, der die ganze Welt zertrümmert“ (S. 56). Von einem Sieg Napoleons kann er nur das Versinken Europas in gänzliche Barbarei erwarten (S. 18). Entgegen solchen, die aus Rücksicht auf die Schweiz das Vorrücken der Franzosen in Deutschland wünschen, hofft er, daß sie möglichst bald hinter den Rhein zurückgeworfen werden: „Wenn ich in der Besiegung von Deutschland die Alleinherrschaft Napoleons erblicke und keine Möglichkeit mehr denken kann, daß sodann unser armes verlassenes Ländchen noch geschont bleibe vor dem allgemeinen Untergang von Europa, so kann keine (be)vorstehende Gefahr mich wanken machen in dem heißesten Wunsch, daß Napoleon unterliege“ (S. 28). Nur darin sieht er die Rettung der Schweiz „aus dem immer näher und näher auf selbige sich heranzwälzenden Joch der Knechtschaft und Sklaverei“ (S. 14). Sein sehnlichster Wunsch ist, nur noch das zu erleben, „daß das Reich der fürchterlichsten Tyrannei gestürzt werde“ (S. 41), „daß der barmherzige Gott dem Menschen sein nahes Ziel setze, durch dessen übermenschliche Körper- und Geisteskräfte Er das höchste denkbare Elend über die ganze Welt verbreitet hat“ (S. 44). Sein Haß gegen Napoleon verdichtet sich, wie Escher selber fühlt, zur fixen Idee, die ihn Tag und Nacht verfolgt (S. 359). Am Ende findet er an ihm nichts Großes, nichts Edles mehr (S. 394), er ist für ihn nur noch der „gemeine Verbrecher“ (S. 409), das „Ungeheuer, das Corsica ausgespien“ (S. 385), dem er persönlich den Mordstahl in die Brust stoßen möchte (S. 445). Die Abneigung gegen den Kaiser geht über auf seine Diener und Anhänger. Die napoleonischen Marschälle und Senatoren sind ihm, zumal im Jahre 1815, nur noch „Schurken“, eine „Räuberbande“ (S. 452). „Schurkenpack“ sind 1814 ihm auch die Anhänger Napoleons in der Schweiz (S. 406). Ja das ganze französische Volk hat sich durch sein Verhalten während des Kaiserreichs der hundert Tage, zum Mitschuldigen des „größten Verbrechers, den die Erde trägt“ (S. 420) gemacht und seine rettungslose Verderbnis damit bewiesen. „Gerne lese ich jetzt die Zeitungen“, schreibt er am 5. Mai 1815, „die bald alle wetteifern, die Völker mit dem Haß gegen den großen Räuber und mit Verachtung gegen die ehrlose Nation, die diesem Ungeheuer huldigt, zu erfüllen“ (S. 489). Ein ruhiges, wohl abgewogenes Urteil wird man nach diesen Proben von dem leidenschaftlich erregten Manne nicht erwarten.

## II. Von der Aufkündigung des Waffenstillstands von Poischwitz bis zur Schlacht bei Leipzig.

Es hätte keinen Sinn, an Hand des Escher'schen Tagebuches die Kämpfe von 1813—1815 erzählen zu wollen; nur ihre direkten oder indirekten Berührungen mit Zürich können hier in Frage kommen. Da fällt es vor allem auf, mit welcher Langsamkeit die Nachrichten vom Kriegsschauplatz, namentlich die wahren, in unsere Stadt gelangten. Am 25. Dezember 1813 sagte der im Felsenhof einquartierte österreichische Feldmarschalllieutenant Kostitz beim Nachtessen, „daß jetzt bei allen Kriegen stets beide Parteien sich den Sieg zuschreiben und man einzig darauf achten müsse, wer den Fleck räume“ (S. 239). Gewisse Kriegsnachrichten von heute beweisen, daß dieser Rat noch nicht antiquiert ist. Aber während heute die feindlichen Depeschenagenturen einander sofort forrigieren oder dementieren und wenigstens die Neutralen nicht lange im Ungewissen lassen, sorgte Napoleon dafür, daß die Wahrheit, wenn sie ihm ungünstig war, sich nicht allzurash verbreitete; denn er sagte, „daß die Meinung mehr als die Hälfte der Wirklichkeit sei“. „Il ment comme un bulletin“, war in Frankreich ein Sprichwort geworden (S. 64). Nicht bloß die französischen, auch die Rheinbundszeitungen bis zur Schlacht von Leipzig standen unter kaiserlicher Zensur, und in der Schweiz übten die Kantonsregierungen, angetrieben durch den Landammann, wie dieser durch den französischen Gesandten, ebenfalls scharfe Preßaufsicht. Zum Glück konnte die Wahrheit wenigstens brieflich durchsichern. „Volle 3 Wochen früher“, bemerkt Escher am Eingang seines Tagebuches, „als der Bericht von Wellington über seinen Sieg bei Vittoria (21. Juni 1813) und über die mit Verlust von 150 Kanonen nach Bayonne zurückgetriebene Armee des General Clausel in öffentlichen Blättern an uns gelangte, hatten wir hier Privatbriefe von Bayonne, die uns dieses Ereignis ohne alle Übertreibung und vollkommen richtig erzählten.“ Dafür berichteten die französischen Zeitungen, die kaiserliche Armee habe die Spanier und Engländer mit großen Verlusten bis nach Vittoria zurückgeschlagen (S. 8).

Lange nachdem der Waffenstillstand von Poischwitz am 12. August gekündigt und der Krieg auch von Oesterreich erklärt worden war, brachten die Escher zu Gesicht kommenden Zeitungen kein Wort vom Wiederausbruch des Krieges, während Privatbriefe aus Leipzig meldeten, daß er auf allen Punkten wieder angegangen sei (S. 9, 11). Dagegen wurde Ende August in Zurzach bereits ein Bulletin verkauft, daß der Kaiser Napoleon in Berlin eingezogen und die preußische Armee gänzlich zerstreut sei. Mit Schmerzen rückte Escher am 3. September folgende Nachrichten der Frankfurter Zeitung über den Kriegsbeginn ein:

„Am 21. August, nach einigen kleinen Gefechten, ist der Kaiser auf der Operationslinie angekommen und hat gegen den Feind marschieren lassen. Der Fürst von der Moskwa (Rey) hat den General Sacken zu Wornis vorwärts Bunzlau angegriffen und in die Flucht geschlagen. Der General Sebastiani hat einen sehr schönen Kavallerieangriff gemacht. Lauriston hat die Bober überschritten. Die Division Maison hat die Feinde aus ihrer Stellung vertrieben und verfolgte sie bis über Goldberg hinaus. Ihre Truppen flohen nach allen Seiten. Sie haben in diesen verschiedenen Gefechten 15—18000 Mann verloren.

Den 26. Lauriston hat wieder beträchtliche Vorteile erlangt. Er hat den Rest dieser Armee bei Sauer geschlagen. Die Feinde haben 7000 Mann auf dem Schlachtfeld gelassen.

Der Kaiser ist diesen Morgen in Dresden angekommen. Die Kaiser von Rußland und Oesterreich waren an der Spitze ihrer Armeen. Sie sind angegriffen und auf allen Punkten zurückgeworfen worden.

Leipzig 24. August. Der Chefkommandant beeilt sich die Nachricht zu verkünden, daß der Kaiser die Russen und Preußen jenseits Lauban geschlagen und daß der Herzog von Reggio (Dudinot) solche Vorteile erlangt hat, daß man glauben darf, er sei heute den 23. in Berlin eingerückt.

Den 25. Man meldet in diesem Augenblick, daß die französischen Truppen wirklich am Abend des 23. in Berlin eingerückt sind“ (S. 19).

Als dann die Nachricht vom Siege Napoleons bei Dresden (26. und 27. August) sich bestätigte, hielt Escher alles für verloren. Er kopierte am 4. September einen Artikel der Allgem. Zeitung, der mit den Worten begann: „Der große Wurf ist gefallen, gefallen auf eine Art, wie es auch der stärkste Glaube an des großen Cäsars Glück und Genie kaum zu hoffen wagte“, und fügte am Schluß den Stoßseufzer hinzu: „Sancta Maria ora pro nobis!“ Oesterreich hatte sich in seinen Augen mit Schmach und Schande bedeckt, durch seine „ehrlose“ Flucht den schönsten Feldzugsplan vereitelt und seine Existenz so gut wie verloren. „Den Tag hätte ich, wäre ich der Kaiser von Oesterreich, nicht überlebt“ (S. 23). Als Escher dies schrieb, hatte er noch keine Ahnung davon, daß der Sieg bei Dresden längst aufgewogen war durch einen dreifachen Erfolg der Allirten, den Sieg Bülow's über Dudinot bei Großbeeren (23. Aug.), denjenigen Blücher's über Macdonald an der Katzbach (26. Aug.) und die Gefangenahme Vandamme's bei Kulm (30. Aug.). Nur ganz allmählich drang die Kunde von diesen französischen Niederlagen durch den Preßkordon der kaiserlichen Polizei hindurch. „Man spricht heute von einem russischen Sieg wahrscheinlich bei Berlin. Chorherr Rahn soll Briefe haben“, notiert Escher am 4. Sept. und am 7.: „Man spricht von einem Sieg des Bernadotte über Dudinot, aber wer mag da Wahrheit von Lüge unterscheiden?“ Am 12. Sept. endlich erhielt Escher ein Wiener Bulletin und am 14. ein anderes österreichisches Extrablatt, die Näheres über die drei französischen Niederlagen

berichteteten und in napoleonischem Stil verkündeten: „Das erste Armeekorps des General Vandamme hat aufgehört zu sein“ und „die Armee des Marschalls Macdonald ist so gut wie vernichtet“. Escher jubelte über dies Mißgeschick des lange so unbefiegliehen Kaisers: „Was gibt jetzt seinen Feinden einen Mut, der selbst die Verzweiflung der Franken besiegt? Sind das die Preußen von Jena, die jetzt wahre Helden sind? Und ist's Gottes Finger, der deutet: Bis hieher und nicht weiter!“ Ein Rätsel, das bekanntlich heut noch nicht gelöst ist, findet er darin, daß der Kaiser Vandamme auf Böhmen vordringen ließ, ohne ihn zu unterstützen. Escher vermutet, er habe gerade die Nachricht von Macdonalds Niederlage erhalten und sei diesem zu Hülfe geeilt, um auch da zu spät zu kommen (S. 32—41).

Jetzt flatterten umgekehrt, namentlich von Augsburg her, übertriebene Siegesnachrichten der Verbündeten auf verschiedenen Wegen nach Zürich: Napoleon sei bei Bautzen von Blücher total geschlagen worden, der an Dubinots Stelle getretene Ney habe durch Bernadotte das gleiche Schicksal erlitten und sei gefangen, die französische Armee sei so gut wie aufgelöst u. Escher traute aber diesen Neuigkeiten so wenig, daß er sich fragt: „Läßt es sich gedenken, daß irgend eine Bande von Teufeln, die uns ins Verderben stürzen wollen, sich so zusammewotten können, um Lug und Trug über die Welt zu verbreiten, oder muß man solche von vielen Gegenden zugleich eintreffenden Nachrichten für wahr halten?“ (S. 44). Am 25. Sept. erhielt er ein ganzes Pack mit 26 Blättern vom österreichischen Beobachter (S. 52), die ihm willkommene Aufklärung über den Gang des Krieges gaben; freilich kann er den österreichischen Zeitungen den Vorwurf nicht ersparen, daß sie den Franzosen bald mehr Gefangene und Kanonen abnehmen lassen, als überhaupt auf dem Platze seien, und daß sie nachträglich aus dem zur Niederlage von Dresden führenden Vormarsch der Hauptarmee eine „Demonstration“ machen, die ihren Hauptzweck erreicht habe (S. 72, 76). Zum 1. Okt. merkt er an, daß nun auch die Freitagzeitung unter dem Titel „Unpartheyische Mittheilung französischer und deutscher Berichte“ deutsche Berichte wiederzugeben wage, so den interessanten Tagesbefehl Blüchers über seinen Sieg an der Katzbach (S. 66).

Die langen resultatlosen Operationen an der Elbe, die der Entscheidung von Leipzig vorangingen, stellten Eschers Geduld auf harte Probe: „Wir möchten jeden Tag von einem neuen Sieg hören und sehen es ungern, wenn man Napoleon Zeit läßt, neue Pläne zu machen, weil wir noch immer glauben, daß er jeden günstigen Umstand mit weit mehr Feinheit und Schlaueit benutze als alle seine Feinde“ (S. 80). Im Oktober häuften sich indes die Hiobsposten für die Franzosen; Dr. Ebel berichtete vom Vormarsch der Hauptarmee der Verbündeten aus Böhmen nach Leipzig, um Napoleon den Rückzug abzuschneiden, vom Übergang sächsischer, württembergischer, westphälischer Heeresabteilungen, endlich vom Abfall des mächtigsten Rheinbundstates, Bayern, zu den Ver-

bündeten. „Bürkli sagt von dem Allem fast nichts; allein wer sieht es ihm nicht an, dieser Zeitung, daß sie gern mehr sagen würde und mehr zu sagen wüßte?“ (S. 87). Mit Erstaunen bemerkte Escher den seit dem 14. Oktober gänzlich veränderten Ton der „Allgemeinen Zeitung“, die bis dahin ihre Leser stets von den glücklichen Fortschritten der französischen Waffen und dem bewunderungswürdigen Genie Napoleons unterhalten hatte und jetzt auf einmal alle Gerüchte und Berichte aufnahm, die den Franzosen nachteilig waren. Man freut sich für Escher, daß er an dieser Bekehrung des einflußreichen Blattes, die sich aus dem Übertritt Bayerns zu den Allirten erklärte, keine sonderliche Freude hatte und fand die Redaktion sei deshalb „um kein Haar weniger niederträchtig“ (S. 113, 133, 134). Anderseits entlockten ihm die unter französischem Einfluß stehenden Zeitungsblätter, die noch immer, während alle Versuche Napoleons, auf Breslau, Berlin, Prag vorzudringen, gescheitert waren, von seinen Siegen sprachen, den Ausruf: „Ich finde keine Worte um meine Verachtung gegen solche Windbeutelerei auszudrücken“. Aus den Berichten, die ihm zukamen, schöpfte er im Gegenteil die Überzeugung, daß der Kreis der feindlichen Armeen um die französische sich fast gänzlich geschlossen habe und deren Rückzug beinahe unmöglich geworden sei. „Ich gestehe“, schreibt er am 14. Okt., „daß meine Erwartungen getäuscht wären, wenn nicht noch binnen 8 Tagen Berichte einträfen von Unfällen, die die französische Armee betroffen, die größer wären, als alles was wir bis anhin vernommen haben“ (S. 101).

Die von Escher prophezeite große Niederlage Napoleons erfolgte wirklich am 16., 18. und 19. Okt. bei Leipzig. Aus seinem Tagebuch erfahren wir, wie und wann die Kunde von der gewaltigen Völkerschlacht nach Zürich gelangte. Am 24. Okt. notiert er: „Es zirkulieren seltsame Gerüchte von einer großen Schlacht bei Leipzig“ (S. 127). Noch am 25. und 26. enthielten die nach Zürich gelangten Zeitungen nichts (S. 133); dagegen notierte Escher aus Privatbriefen, Leipzig sei am 15. von den Allirten besetzt worden und die französische Armee habe sich in die Wälder von Thüringen zurückgezogen. Ein Brief aus Gera meldete weiter, Leipzig sei erst nach einem blutigen Kampf, wobei selbst in den Straßen und Häusern gefochten worden und benachbarte Dörfer in Rauch aufgingen, besetzt worden. Erst am 27. Okt. kamen endlich Nachrichten nach Zürich, aus denen die ganze Bedeutung der Schlacht erhellte, die sie sogar noch gewaltig übertrieben.

„Meine Kriegsgeschichte ist zu Ende,“ schreibt Escher am 27., „wenn der soeben durch Expressen von Hrn. Bodmer erhaltene Bericht wahr ist: „„St. Gallen den 26. Okt. Daß der französische General Augereau, Ney, der Herzog von Padua gefangen, Poniatowski in der Reife (sic!) ertrunken, wird Ihnen schon bekannt sein. Aber daß der französische Kaiser sich mit dem Rest seiner Invincibles an die Allirten ergeben hat, was diese Nacht der Kanonendonner von Lindau verkündet, — das wissen Sie vielleicht noch nicht.““

„Diese Nachricht wird dadurch ziemlich glaubwürdig, daß mehrere hiesige Häuser den gleichen Bericht haben. Man kann sich ein solches Ereignis kaum als wahr vorstellen. Es geht so ganz gegen alles, was wir uns als möglich von dem Ausgang der Sache dachten. — Allein mich ergreift — bei großem Zweifel — der einzige große, mich höchst beglückende Gedanke: es ist Friede, Friede mit der ganzen Welt, und nur durch ein solches Ereignis kann Europa Ruhe erhalten. Ist dem so, so kann der Krieg keinen Tag fort dauern. Also mit Bodmer Halleluja!“ (S. 135).

Aber Escher jubilierte zu früh. Auf der folgenden Seite fährt er fort: „Aber Nein! So glücklich sollte die Menschheit nicht sein! Nach 2 Stunden erhielt ich wieder einen Brief von Hrn. Bodmer, der nur einen Auszug aus der Allgem. Zeitung enthielt, die ich später empfing und die ich hier ganz abschreiben muß, da sie die größte Begebenheit dieses Kriegs schildert. Napoleon ist nicht gefangen, und so ist noch kein Ende des schrecklichen Elends vorzusehen“ (S. 136). Allein von entscheidender Bedeutung war die Schlacht doch. Nach der Darstellung ihrer ungeheuren Folgen ruft Escher aus: „Hier fällt mir die Feder aus der Hand. Ich freue mich mit tiefgerührtem Herzen über die Befreiung Deutschlands. Ich verehere den hohen Mut, der sie beseelte, sie verdienen glücklich zu sein. Aber mich abwenden von dem Blick auf ein mit 50,000 Menschen bedecktes Schlachtfeld, das kann ich noch nicht und hoffe, der Mensch, der dieses Elend und ach wie viel größeres noch über die Länder, wo er immer hinkam, brachte, werde dem Zorn Gottes nicht entgehen und Schmach und Schande ihn verfolgen bei jedem Schritt seines übrigen Lebens. Ich achte ihn verloren, auch wenn er noch den Thron Frankreichs behielte. Aber auch das würde mich quälen“ (S. 148).

### III. Die Alliierten und die schweizerische Neutralität.

Selbst ein so grimmiger Napoleonhasser, wie Johannes Escher, hielt die neutrale Haltung der Schweiz im Freiheitskrieg von 1813 für selbstverständlich; so sehr war die Jahrhunderte alte Tradition der bewaffneten Neutralität den Schweizern in Fleisch und Blut übergegangen. Als Landammann Reinhard Ende August einige Bataillone an die Grenze schickte und es hieß, er treffe Anstalten, um im Notfall 40—50,000 Mann aufzubieten, entsprach das ganz den Wünschen Eschers und seines Bruders (S. 14). Nur ließen diese Anstalten etwas gar lang auf sich warten. Am 18. Oktober, selbstverständlich noch ohne Kenntnis der Schlacht bei Leipzig, schrieb Lintthescher an den Bruder einen Brief, der hier, da die Briefe des trefflichen Mannes rar geworden sind, seinen

Platz finden mag: „Nun hat es das Ansehen, als ob das ferne Ungewitter, welches wir bis jetzt als uns ziemlich fremd betrachteten, uns näher rücken und uns aus unserm süßen Schlummer aufwecken wolle. Zwar ist noch keine offizielle Anzeige von Bayerns Beitritt zur Coalition da. Doch heißt es allgemein, Napoleon habe die bei seiner Armee stehenden Bayern als Kriegsgefangene erklärt und entwaffnet, und so habe es auch Bayern mit allen dortigen Franzosen gemacht. Wir stehen also jetzt unmittelbar zwischen den beiden sich reibenden Kolossen. Ob der östliche dulden werde, daß wir Franzosen im Land behalten und ihnen Truppen senden, ist kaum zu erwarten, und daß der westliche — bei wohlbekannter teilweiser Abneigung — trauen und seine eignen unverwahrten Suragrenzen unsern Neutralitätsanstalten anvertrauen werde, ist wohl auch nicht wahrscheinlich. Ob wir die Hände ruhig in den Taschen und uns nach Belieben von jedem, der da kommen will, den Rücken fegen lassen oder uns bestimmt erklären und fest handeln wollen, dies steht nun dahin. Freilich, wo Nationen von 40 bis 60 Millionen Menschen gegen einander stehen, ist die kleine 1½ millionige Nation von wenig Bedeutung. Doch wenn auf einer Wage in jeder Schale 100,000  $\text{fl}$  liegen, die sich das Gleichgewicht halten, so macht 1  $\text{fl}$  da oder dorthin gelegt die Wagschale sinken. Da möchte ich zwei Axiome von der Tagsatzung und der Schweiz anerkannt wissen: 1) unser Vaterland ist weder in Basel, noch in Zürich oder St. Gallen, sondern in der ganzen Schweiz, von welcher der St. Gotthardsberg ein weit wesentlicherer Theil ist als das reiche Basel. 2) Wenn es um Nationalselbständigkeit und Nationalehre zu thun ist, so ist die Aufopferung einiger tausend Menschen, die in der Beschützung des Staats dahinsinken, ein Opfer, welches jede Nation willig auf ihren Altar bringen soll. Wären diese Grundsätze allgemein anerkannt, so würden die Folgerungen un-  
gemein leicht zu entwickeln sein. — Auch jetzt noch will man zuwarten, die Tagsatzung einzuberufen, bis man offizielle Anzeige hat, also bis man durch Fremde aufgefordert wird, zu handeln! Aber heut zu Tag schickt man keinen Trompeter mehr voraus, wenn man einen unversehens besetzen will. Barthélemy sagte an einer unserer letzten eidgenössischen Tagsatzungen: „Messieurs, il paraît que Vous Vous croyez invulnérables!“ Was könnte er jetzt sagen? Hier hast du wieder einmal ein ganz offenes politisches Glaubensbekenntnis; wenn du es mit früheren zusammenhältst, kaum wirst du große Verschiedenheit bemerken“ (S. 112).

Am 25. Oktober, auf die Nachrichten von Leipzig, berief Landammann Reinhard endlich die ersuchte Tagsatzung ein, um über die Mittel zur Behauptung der Neutralität und Verfassung zu beschließen. Der Große Rat des Kantons Zürich beriet am 8. November über die Instruktion, welche er seinen Abgeordneten mitgeben wollte. Johannes Escher berichtet darüber: „In der Sitzung des Großen Rates war im Ganzen nur eine Stimme für Neutralität. Es war mir auffallend, wie hier die entgegengesetztesten politischen Systeme dennoch auf

den gleichen Zweck führen mußten. Alle Revolutionsmänner, die auch jetzt noch immer warme Freunde und Verehrer Napoleons sind, erfahen in dieser Neutralität ein schönes Opfer, das sie brachten; Unfälle des Augenblicks konnten sie nicht wanken machen. Ihre Liebe für Frankreich bleibt immer die gleiche; die alte Oligarchie und Osterreich sind ihnen verhaßte Synonyma. Alle wahren Freunde des Vaterlands mußten den Zerfall und den Sturz der Republik vorsehen, wenn sie jetzt an dem Gebäude unsrer Verfassung nur einen Stein verrückten, und Ehre war doch auch keine dabei, sich noch an die bereits übermächtige Coalition anzuschließen und so von dem Grundsatz, dem die Schweiz ihre 500 jährige Existenz verdankt, abzuweichen" (S. 168).

Wie in Zürich, war die Stimmung in den andern Kantonen und so erfolgte am 18. November 1813 der einmütige Beschluß der in Zürich versammelten Tagatzung, der die bewaffnete Neutralität erklärte. Auch Escher war grundsätzlich damit einverstanden, allein er erkannte mit scharfem Blick den wunden Punkt, daß man es unterließ, gleichzeitig mit der Neutralitätserklärung jedes Abhängigkeitsverhältnis zu Frankreich zu lösen, um jene den Verbündeten annehmbar zu machen. Schon am 15. November schrieb er nach der Beratung im zürcherischen Großen Rat: „Allein so wie jeder diese Neutralität sich nach seinem Sinn und nach seinen Begriffen deutete, so war nicht einer, der es wagte, den Sinn einer ächten Neutralität zu erklären, nicht einer, der darauf hindeutete, daß, wenn uns auch die kriegführenden Mächte aus Convenienz dabei belassen wollten, sie doch zugleich auch fordern würden, daß wir nicht unter dieser Maske unsern Vermittler in allem dem Ansehen und Einfluß auf unsern Staat, der uns ganz von seinem Willen abhängig macht, belassen können. Freundnachbarliche Verhältnisse sind es nicht, wenn wir einen Traktat beibehalten, mittelst dessen in unserm Land eine nach dem Bevölkerungsmaß eben so ausgedehnte Conseription oder gezwungene Werbung für Frankreich statt hat, als in Frankreich selbst, und das müssen die Allirten als vollkommen neutralitätswidrig erklären. Das Lächerliche einer solchen Neutralitätserklärung hat niemand gerügt.“ Indessen hält Escher es mit einer gesunden Politik für verträglich, diese Gegenstände gleichsam noch in petto zu behalten, um im Verfolg den Allirten durch Verzicht auf solche Verträge oder ihre Suspension unsere Achtung zu bezeugen (S. 169). Einige Wochen später machten Lebzeltern und Capo d'Istria Landammann Reinhard gerade auf diese Punkte aufmerksam als Bedingungen der Anerkennung der Neutralität; aber Reinhard konnte sich unglücklicherweise nicht von der Vorstellung losmachen, daß die Schweiz in all diesen Dingen vertraglich gebunden sei und ohne Frankreichs Zustimmung daran nichts ändern könne.

Mit solchen ernstern Reflexionen wechseln in Eschers Tagebuch kleine Züge, die auch zur Geschichte der Zeit gehören. Am 16. Dezember bemerkt er, den Tagherrn mache die „unbeschreibliche“ Höflichkeit des französischen Gesandten

große Freude; heute habe dieser zu dem bayrischen Gesandten Dary gesagt, wenn sie schon jetzt Feinde seien, könne er gleichwohl zu ihm zum Essen kommen: „Chez Vous je viendrai tous les jours, c'est autant de gagné sur l'ennemi.“ Am gleichen Tag berichtet er: „Heute erschien auch bei Herrn Landammann der gewesene König von Schweden (Gustav IV.), dessen Kopf gänzlich zerrüttet ist; er hat sich anerbotten, die bewaffnete Schweiz als Feldherr anzuführen“ (S. 170). Ein anderer entthronter König, der sich damals in unserm Land aufhielt, Ludwig von Holland, sagte zu dem St. Galler Landammann Müller-Friedberg über seinen kaiserlichen Bruder nach eigener Erfahrung: „Wenn Sie sich ihm widersetzen, so zertritt er Sie“ (S. 28).

Von Ebel empfangt Escher die Nachricht, daß Napoleon den ihm von den in Frankfurt versammelten Verbündeten anerbottenen Frieden verworfen habe, und hofft nun auf seinen gänzlichen Sturz. „Nur Einen Stein des Anstoßes erblicke ich in dem mir immer wahrscheinlicheren Fall Napoleons. Mit ihm fällt auch das Gebäude seiner Hand, unsere Staatsverfassung, und trittet zugleich eine Dissolution der einzelnen Kantone ein. Und nur Ein Mittel finde ich, das unsere Vernunft uns anbietet, der Zertrümmerung des aus seinen Klammern weichenden Gebäudes zuvorzukommen, die Organisation einer neuen Constitution durch die Regenten der jetzigen mit heiliger Beibehaltung der jetzigen, bis jene in ihre völlige Kraft trittet“ (S. 171). So schrieb Escher vorschauend am 18. Nov., und ehe das Jahr zu Ende ging, lag die Mediationsverfassung samt der Neutralität in Scherben.

Am 21. November erschienen als Agenten der Kaiser von Oesterreich und Rußland der Ritter von Lebzeltern und der Graf Capo d'Istria in Zürich. Obwohl der Zweck der Mission geheim gehalten wurde, schloß Escher daraus, daß man im Hauptquartier der Alliierten die vorläufig angezeigte Neutralität nicht unbedingt annehmen wolle, und fragte sich, welches ihre Forderungen sein möchten? Vielleicht Durchpaß, vielleicht Mitwirkung durch ein Kriegskontingent gleich den Rheinbundsstaaten? Mit Gewährung des Einen oder Andern hätte alle Neutralität aufgehört. „Würde allenfalls die Besetzung des Simplonpasses oder eine starke Grenzbesetzung gegen Biel und Genf gefordert, dann ständen die Sachen noch ganz gut . . . Wäre es darum zu tun, daß wir unsere Truppen aus Frankreich zurückforderten, wahrlich das wünschte ich . . . Aber welche Forderungen es immer seien, so kommen wir dadurch genau in die Lage, in der sich Bayern und Schwaben befanden. Von französischer Seite ist keine Assistentz zu hoffen und zu wünschen, und wer will es wagen, der Macht der Alliierten in Wort und Tat zu widerstehen“ (S. 175 ff). Seitdem geriet Eschers Sympathie für die Alliierten und sein Patriotismus offenbar in Konflikt. Auf der einen Seite fand er es verzeihlich, wenn die Alliierten, statt sich an den „mit Festungen wie bepflanzten oberen Rheingegenden“ die Köpfe einzurennen, die „schönen und sicheren Pässe der Schweiz“ wählten. Die Nicht-

ratifikation der Neutralität durch die Verbündeten würde ihn „nicht sonderlich kränken“ und ein Widerstand der 20,000, welche die Tagsatzung dem Landammann zur Verfügung gestellt hatte, „gegen die 100,000 uns gegenüber“ schien ihm unmöglich. „Kann es wohl irgend jemand im Ernst zu Sinn kommen, diesen hinftürzenden Koloß im Lauf aufhalten zu wollen“ (S. 160, 173, 177, 210, 213).

Auf der andern Seite ärgert er sich aber doch über die Angriffe der deutschen Presse auf die Neutralität der Schweiz, womit ein Würzburger Blatt Ende November den Anfang machte. „Je mehr man sich durch ganz Frankreich in Lobeserhebungen über unsere Neutralität ergeht, je ärger schimpft ganz Deutschland über uns und scheint seine neue Freiheit gerade, wie die Franzosen in der Revolutionszeit, allerorten ausbreiten und alle Nationen damit beglücken zu wollen. Wir hoffen noch mit einiger Zuversicht, daß die bayrischen Nachrichten über diesen Gegenstand einstweilen als unbedeutende Zeitungsneuheiten anzusehen seien, die Neid und Mißgunst (gegen) unsere auch jetzt noch so ausgezeichneten Schicksale veranlassen“ (S. 197).

Mit Spannung verfolgt Escher den Federkrieg um die Neutralität. Am 8. Dezember druckte die „Augsburger Allgemeine“ einen Artikel aus dem „St. Galler Erzähler“ ab, der die Gründe dafür vorbrachte und dem Escher seinen Beifall zollte, abgesehen von der „steifen Kleidung“, d. h. dem Johannes v. Müller nachgeahmten Stil (S. 202). Aber schon am 9. Dezember brachte dieselbe Zeitung, wie man in Zürich glaubte, aus der Feder des „verächtlichen Apostaten“ Oury, angeblich „von der Schweizergrenze her“ ein „ebenso unwahres als beschimpfendes Gegenstück“: wenn schon die Majorität der Kantone für die Neutralität gestimmt habe, erwarte doch die Majorität der Nation und ihre besten Köpfe das Einrücken der Alliierten (S. 208). Dieser Artikel rief in der Schweiz eine solche Aufregung hervor, daß die Aargauer Regierung die „Allgemeine Zeitung“ verbot und der Landammann der Schweiz die falschen Behauptungen des Einsenders durch eine offizielle Erklärung in beiden Zürcher Zeitungen widerlegen zu sollen glaubte (S. 214).

In der gleichen Nummer vom 17. Dezember brachte die „Zürcher Freitagszeitung“ in besonderer Beilage eine herabdehnte Verteidigung der Neutralität aus der Feder des Chorherrn Johann Heinrich Bremi, die heute wenigstens einen teilweisen Wiederabdruck verdient:

„Nicht die Majorität der Schweizer Kantone, wie die „Allgemeine Zeitung“ sagt, stimmte für die Neutralität. Alle Kantone erklärten sich für dieselbe aus Einem Mund und Herzen, und nirgends in der Schweiz herrscht hierüber eine andere Sprache; sondern alles ruft mit Einem Mund, aus Einem Herzen: Wir Schweizer wollen Schweizer bleiben und neutral! Kein Kampf, den wir für die Behauptung unserer Neutralität kämpfen müßten, soll uns schwer oder drückend seyn! Wir suchen keinen Kampf; aber wer uns zum Kampfe nöthiget, der soll

zwar keinen erbitterten Feind, aber einen entschlossenen Gegner in uns finden. Wir wünschen das Glück und die Ruhe der gesamten Welt; und so wie wir nicht nur Anderer Glück und Ruhe nie gestört haben noch stören werden, sondern als ein gutmüthiges, braves Volk das Elend, so viel wir können, zu mildern und zu lindern wünschen, so verlangen wir mit Recht, daß niemand unsern ruhigen Zustand störe und das Glück uns raube, das die Vorsehung uns bis dahin geschenkt und als ein heiliges Kleinod zu bewahren aufgetragen hat.

Kann bei dergleichen Äußerungen irgend jemand gegen uns erklären: Wer nicht für uns ist, ist wider uns? Wir sind gegen Niemand und sind für uns und für die Menschheit. Der Tag, an welchem ein gerechter und dauerhafter Friede alle Völker Europas beseligt, wird für die ruhige, in keinen Krieg verwickelte Schweiz ein Tag der Wonne sein, wie für die unter der Last des Krieges seufzenden Nationen. Allein, wer kann es einem rechtlichen Volke verargen, wenn es getreu dem Beispiele seiner Vorfahren und den deutlichen Winken der Gottheit, belehrt durch die Ereignisse der noch nicht vergessenen Zeit, auf der feierlichen Erklärung seiner Neutralität unerschütterlich beharrt? Hier wird der Schweizer nicht nach den Opfern fragen, die er für diesen Zweck zu bringen genöthigt sein wird.

Wir hassen keine Nation; wir sind als Schweizer weder für die eine noch für die andere günstig oder ungünstig gesinnet. Aber als freie Männer haben wir uns ein freies Urtheil nie nehmen lassen und werden es auch immer behaupten, wie die Umstände kommen mögen. So ungleich unsere Urtheile in andern Beziehungen sein mögen, weil jeder sie frei äußern darf, so haben wir alle nur Ein Urtheil in dem Punkte, neutral zu sein und zu bleiben und diese Neutralität nach besten Kräften zu behaupten. Man spreche uns nicht von Geldaufwand, von harten Entbehrungen, die wir uns müssen gefallen lassen. Wenn wir das nicht könnten, dann wären wir nicht einmal des Schweizer-Namens würdig; und weit entfernt, den, der solche Dinge zur Sprache bringt, als einen der besten Schweizerköpfe gelten zu lassen, erkennen wir in ihm einen ausgearteten Sprößling seiner Väter. Und gesetzt, daß das Blut unserer Söhne zur Verteidigung des Schweizerbodens fließen sollte (die Gottheit verhüte es in Gnaden), so sind sie auf dem wahren Feld der Ehre gestorben; der Ruhm der Nachwelt wird sie preisen, und ein besseres Loos wartet ihrer in der Zukunft.

Ja es ist ein herzerhebender Gedanke, eine Nation zu ihrer Selbstverteidigung so vereinigt zu sehen, wie die Schweizer! Wir danken Gott und wollen Ihm dienen, wenn wir ruhig bleiben, ist ihr frommes Versprechen. Auf Gott vertrauend wollen wir als Männer uns zeigen, wenn man uns nöthigt, ist ihr fester Entschluß. Was über uns verhängt sein mag, wir verehren die Wege der Vorsehung und werden uns durch unsere Wiederkeit und unsern Muth unter allen Umständen die Achtung Aller zu erwerben suchen."

Zwei Tage vorher, am 15. Dezember 1813, war im Hauptquartier der Alliierten zu Freiburg i. Br. der Einmarsch in die Schweiz von den Oesterreichern beschlossen worden, und diese Neutralitätsverletzung erfolgte unter Umständen, welche das Schriftstück des wackern Bremi zu einer blutigen Satire auf den schweizerischen Patriotismus stempelten. Gestützt auf die Vorspiegelungen schweizerischer Landesverräter, des aus dem Grafen Johann von Salis und einer Anzahl Berner Patrizier bestehenden „Walbschuter Komites“, das mit Hilfe fremder Bajonette und fremden Goldes eine aristokratische Gegenrevolution in der Schweiz zu bewerkstelligen beabsichtigte, entriß die politischen und militärischen Leiter Oesterreichs, Metternich, Schwarzenberg und Radetzky, dem Kaiser Franz den Befehl zum Einmarsch, wider das förmliche Versprechen Metternichs an Kaiser Alexander, die Neutralität der Schweiz zu respektieren, in dessen zufälliger Abwesenheit. Und der eidgenössische General, der Berner Wattenwil, räumte mit den 10,000 Mann, die wirklich am Rheine standen, vor den 130,000 Oesterreichern und Bayern am 20. Dezember das Feld, ohne einen Schuß zu tun\*).

\*) Vgl. darüber meine Geschichte der Schweiz im 19. Jahrh. II, S. 12 ff., sowie meine Spezialschriften „Die Verbündeten und die schweizerische Neutralität“, „Lebzelttern und Capo d'Jstria in Zürich“ (in den Festgaben für Büdinger) und „Der Durchzug der Allirten durch die Schweiz“ (Neujahrsbl. des Waisenhauses 1907/08). Die jüngst im Archiv des Historischen Vereins Bern erschienenen Schrift von Prof. W. F. v. Müllinen „Das Ende der Mediation in Bern“ hat mich nicht zu überzeugen vermocht, und deshalb sehe ich mich nicht veranlaßt, an meiner Darstellung ein Wort zu ändern; denn diese beruht durchweg auf authentischen Äußerungen der mithandelnden Personen. Ich beschränke mich hier darauf, dies für einen Hauptpunkt nachzuweisen. Herr v. Müllinen schreibt S. 18: „Wenn gesagt wird, Kaiser Franz hätte nicht gewagt, gegen den Willen Kaiser Alexanders zu handeln, wenn nicht Landesverräter ihm in die Hände gearbeitet hätten, bleibt das eine Behauptung. Oesterreichs Kriegsplan konnte durch das Walbschuter Comité nicht beeinflusst worden sein.“ Gewiß bestand dieser Kriegsplan schon vor dem Walbschuter Comité. Aber ob er ausgeführt oder ob nach dem Vorschlag Kaiser Alexanders der Rhein unterhalb Basel ohne Verletzung des Schweizer Gebietes überschritten werde, darum handelte es sich und da gaben sowohl die Vorspiegelungen der Walbschuter Verräter als auch besonders die Unterdrückung der Neutralitätserklärung durch die Berner Regierung den Ausschlag. Das ist nicht bloß eine unerwiesene Behauptung, sondern ich führe dafür, was Herr v. Müllinen merkwürdigerweise übersehen zu haben scheint, als Kronzeugen die drei Hauptbeteiligten an: Zar Alexander, Kaiser Franz und Metternich. Zar Alexander schreibt an Laharpe am 3. Januar 1814 (Korrespondenz Alexanders I. mit Laharpe, Petersburg 1870, S. 42): „Je lui ai parlé avec un entier abandon sur tout ce qui tient à votre patrie, sur les efforts que j'ai fait pour en faire respecter la neutralité, sur les promesses formelles que j'avais obtenu de l'Autriche à cet égard et enfin sur la circonstance qui a servi de prétexte pour éluder ces promesses et que vous devez à vos Messieurs de **Berne** et à leurs méprisables intrigues.“ Metternich sagte in seinem entscheidenden Vortrag vor Kaiser Franz am 15. Dezember 1813: „Die Schweiz erwartet eine Operation von unserer Seite; diese Operation wird die große Mehrzahl als Teilnehmer finden. In dieser Ansicht liegt die Nothwendigkeit eines großen Entschlusses von unserer Seite. . . . Die Tagsatzung der Schweiz hat ihre Neutralität den Mächten bekannt gemacht. Diese Neutralitätsakte hat Bern, der erste und wichtigste Kanton, nicht publiziert, also ebenso gut als gesetzlich verworfen. . . . Ich habe Anträge an den Landammann der Schweiz durch den Herrn v. Rebing gelangen lassen,

In Zürich schwebte man noch am 19. Dezember zwischen Furcht und Hoffnung. Auf der einen Seite meldeten Briefe, daß die Friedenspräliminarien unterzeichnet seien und die Armeen den Rhein nicht überschreiten würden, auf der andern kamen Meldungen von Basel, daß der Einmarsch beschlossene Sache sei. In der Nacht vom 20. erhielt man endlich die bestimmte Kunde (S. 219—223). Über die Erlebnisse unsrer Stadt in diesen Tagen füge ich zu den im Neujahrsblatt des Waisenhauses von 1907 angeführten Zeugnissen von Zeitgenossen noch ein in der Sammlung Lindinner auf der Stadtbibliothek erhaltenes kurzes Tagebuch eines unbekanntem Burgers hinzu, das uns besonders von dem friedlichen Durcheinander der beiden Armeen, die sich noch eben am Rhein gegenüber gestanden hatten, ein interessantes Bild gibt.

„Die Bürkliſche Zeitung des 17. Decembers 1813 N. 51 enthält, vor der Erklärung der Verbündeten Mächte an die Bewohner vom linken Rheinufer, diejenige des Landammanns der Schweiz gegen die unterm Artikel Schweiz in der Allgemeinen Zeitung N. 343 vom 9. December 1813 gestandene sehr herabwürdigende Äußerung über die Schweizerische Neutralität und Nationalcharakter; die Beilage jener Zeitung enthält die warm ausgedrückten Empfindungen des gelehrten Johann Heinrich Bremi, Chorherr, über jenen Zeitungsartikel und die geheiligte Pflicht, sich die größten Opfer für Beybehaltung der Schweizerischen

auf welche wir mit jeder Stunde Antwort erhalten müssen. Entweder ist sie auf den Vorschlag zum Allianz-Beitritt beifällig oder nicht. Im ersten Falle sind alle Anstände gehoben. Im andern Falle tritt die Berner-Frage in erste Linie. Das Bern'sche Gebiet ist bereit aufzustehen und die Hilfe der Mächte anzurufen. Wollen die Mächte diesem Wunsche willfahren? Alles stimmt dieser Frage bejahend zu; unser politischer, unser militärischer Vortheil. ... Der Kanton Bern ist zum Aufstehen bereit. Er will uns zu Hilfe rufen. Wir müssen ihm diese Hilfe bieten. Dem Kanton Bern folgen sicher die kleinen Kantone und Graubünden. ... Sobald Eure Majestät dieser Ansicht Allerhöchst Ihre Sanction zu geben geruhen, so werde ich sie in allen Details zu unterlegen mir die Freiheit nehmen. Ich muß mir jedoch die Allerhöchste Genehmigung über die Grundfrage: Soll dem Kanton Bern zu Hilfe gekommen werden oder nicht? Wollen die Mächte diesen Kanton verlassen oder, welches Eines und dasselbe ist, ihn zwingen, sich der Neutralitäts-Akte anzuschließen? in der möglichst kürzesten Frist gehorsamst erbitten, da selbst militärisch jeder Aufschub tödlich wirken müßte.“ Und der Kaiser Franz fügte dazu die eigenhändige Bemerkung bei, die über das Schicksal der Schweiz entschied: „Erklärt sich die Schweiz für uns oder ruft uns der Kanton Bern zu Hülfe, so müssen wir in jedem Fall Hülfe leisten. Diese Hülfeleistung ist mit neuen und vortheilhaften Operationen gegen Frankreich zu verbinden.“ Unmittelbar vorher hatte der Kaiser Radetzky „wegen seines Operationsplanes sehr ungnädig angefahren“ (Radetzky, Erinnerungen, S. 74), jetzt hatte ihn der Vortrag Metternichs, in dem Bern die Hauptrolle spielt, umgestimmt. Wären alle Tatsachen so gut bezeugt, wie diejenige, daß die Haltung des Berner Patriziats, nicht bloß der Unbedingten, sondern auch der Regierung, bei der Neutralitätsverletzung von 1813 den Ausschlag gegeben hat, so gäbe es keine Legenden in der Geschichte.

\*) Stadtbibl. Zürich Mscr. Lind. 64.<sup>5</sup>.

Neutralität nicht gereuen zu lassen. Wirklich predigte sein Pathos an viele Schweizerherzen, und Montags den 20. Decembers Morgens war die Freude bey manchem um so größer, als man die Äußerung des Bayerischen Gesandten von Ory über geschehen seyn sollende Unterzeichnung des Friedens vernahm, welche bald dadurch getrübt wurde, weil besser unterrichtet scheinende Personen starke Zweifel wegen Anerkennung der schweizerischen Neutralität von Seiten der hohen Allirten äußerten und man die Friedens-Nachricht als ein falsches Gerücht ansah.

Gleichen Montag Nachmittag ward das Reservebataillon Brändli, ganz aus meist wohlmont- und armirten Grenadirs, der Jäger-Compagnie Escher und Reuter-Compagnie Klausen bestehend, in Eyd genommen, Gut und Blut zur Vertheidigung des Vaterlandes zu wagen. Der Actus war, die Rede des Chefs ausgenommen, schön, das Volk noch voll Muth.

Dienstag 21. Decembers 1813. — Am Morgen frühe schon lief das Gerücht, die Truppen der Allirten haben bey Schaffhausen, Eglisau und andern Brücken und vorzüglich zu Basel den Rhein mit 160,000 Mann passirt; der Fürst von Liechtenstein werde mit 10,000 Mann Cavallerie über Zürich kommen, den Schweizer Truppen habe man capitulationsweise den Rückzug gestattet. Der Stadtrath machte große Anstalten zu Fourrage-Vorräthen. Man vernahm, daß diesen Tag, wie man es anfangs ausbreitete, noch keine Truppen in die Stadt kämen, aber auf Morgen. Nachmittags brachte die Artillerie-Compagnie Finsler aus dem Frichtal die Kanonen in bester Ordnung ins Zeughaus zurück; das Bataillon Brändli hatte sich, Jäger und Reuter ausgenommen, meistens zerstreut; das Bataillon Füßli war, die sich größtenteils zerstreute Compagnie Schinz vom Schmitthenhaus ausgenommen, wieder zurückgekommen, und man sagte, General von Wattenwille habe sich mit einem Rest seiner Truppen nach Luzern zurückgezogen. Abends theilte man schon die beyhm Escher gedruckte Proclamation des Fürsten Schwarzenberg wegen dem Einrücken seiner Armee in die Schweiz aus, welche morndes à 1 s. das Stück häufig gekauft wurde. Jedermann stand in großen Besorgnissen, die hiesigen Soldaten waren sehr unzufrieden und äußerten solches auf eine den Milizen eigne Art und Weise. Indessen kam der Französische Minister von Talleyrand wieder beyhm Raaben an, dessen Gastgeber Wirz seine vorher zurückgelassenen Papiere vorher durch Franzosen hatte versiegeln und in ein Privathaus deponiren lassen. Man vermuthete, die vom Landammann ausgeschriebene Tagfagung würde nicht zusammenkommen.

Mittwoch den 22ten Decembers 1813. — Die sonderbarsten, widersprechendsten Gerüchte kreuzten sich heute. Nämlich viele wollten von keinem Rheinübergang etwas wissen, bis man vernahm: daß in Eglisau ein starkes Corps übernachtet, in Oberglatt u. s. w. einige wenige einquartirt und auf heute mehr angesagt werden. Gegen Mittag kamen einige Fourirs, gegen Abend zu Pferd und in Wagen einzelne österreichische Offiziers und Grenadirs; endlich

um 5 Uhr Nachts einige 100 Mann Cavallerie und Train, welche noch nach Wiedikon in Cantonirung geschickt wurden, weil selbe aber wegen kurzer Tagszeit Nachts durch die Stadt passirten, wegen Einquartirung allerley Besorgnisse erregten.

Heute verreiste H. von Talleyrand wieder und waren noch keine Gesandte zur Tagsetzung angelangt. Unangenehm war in diesen betrübten Zeitumständen der Bericht, daß die Berner Regierung sich nicht aufgelöst, also die Mediationsacte nicht als aufgehoben erklärt habe.

Donstag den 23. December 1813. — Viele österreichische Cavallerie zog durch die Stadt, auch Grenadirs, welche wie die Cavallerie, Kayser Chevaulegers und Drelly Chevaulegers zum Theil in der Stadt blieben und wie die Grenadirs einquartirt wurden.

Unsre Grenadirs vom Bataillon Füzli hielten, halb und halb mit den österreichischen Grenadirs vermischt, die Wache, welches also weit ehrenvoller als a<sup>o</sup> 1799 war. Noch war etwas (von) unsrer Artillerie im Dienst. Jäger und hiesige Cavallerie sah man nur selten. Der Kern des Restchens der Schweizer Neutralitätsarmee war in der Gegend von Seengen cantonirt.

Viele bedeckte Wagen hatten die Truppen auf dem Münsterhof, viele Weiber zu Pferde bey sich. Eine war mit ihrem Mann, einem Chevauleger, bey mir einquartirt, die auf dem von ihm erbeuteten Franzosenpferde ritt und 2 Sackuhren bey sich hatte, der Mann 2 Uhren. Eine Menge Train und Troß war bey der Armee wie a<sup>o</sup> 1799. Noch waren nur Deutsche hier.

Dieser Tag war der kürzeste und betrübteste des Jahres, immer Schnee und Regen, und die Wagen besteckten vor der Stadt im Noth. Die bey mir Einquartirten fragten, wie weit es von hier bis Paris seye? Das Weib war aus der Gegend von Brügge in Flandern, der Mann aus der Gegend von Olmütz. Ihr Appetit war vortrefflich. Viel Cavallerie war nach Bremgarten instradirt.

Frehtag den 24. December 1813. — Der Große Rat versammelt sich zwischen 8 bis 1/29 Uhr. Die Compagnie Klausen reitet während dem Eintreten der Großen Rätthe vorbei mit Trompeten und gezogenem Säbel in die Caserne, um (noch nicht) abgedankt zu werden. Kaum sind selbe über die Brücke, so kommt mit Vorrith von 7 Trompetern ein österreichisches Reiter-Regiment, Weiß mit rothen Aufschlägen, schöne Mannschafft und schön beritten, mit viel Train. Am Morgen waren die gestern hier Einquartirten mit viel Bagage und ungarischen Ochsen abmarschirt.

Die Publication unsrer Regierung vom 23ten dieß ward heute früh mit der Zeitung vertheilt. Noch von unserer Artillerie war in der Caserne. Die österreichischen Grenadirs hatten keine Wachtposten mehr, sondern Züricher Grenadirs besetzten die Wachen. Vor und über 11 Uhr Vormittag zogen 2 Regimenter Cuirassirs, die einten Weiß und Roth, die andern hellblaue Aufschläge,

durch die Stadt mit ca. 1660 bis 1700 Pferden. Fast  $\frac{1}{4}$  der Pferde waren leer, mit Weibern, Bedienten und andrem angefüllt. Nachher kam ein Bataillon oder einige Compagnien Grenadirs, welche zum Engener Pörtli auszogen. Während dieser Zeit war unser Große Rath noch versammelt.

Gegen 12 Uhr kamen wieder Cuirassir-Regimenter. Die Grenadirs von Kolowrat wurden hier einquartirt, davon ich 4 Mann bekam. Noch war vor des Landammanns Wohnung eine Wache von Züricher Artilleristen so wie beyhm Bayerischen Gesandten. Die Züricherische Cavallerie war im Pörtlerschopf. Die österreichischen Grenadirs waren meist ansehnliche, schöne Leute wie ad 1799. Circa 4530 Mann und über 1300 Pferde blieben in der Stadt.

Weyhnachttag 25. December 1813. — Die österreichischen Grenadirs von Kolowrat marschirten heut nach Baden ab. Gegen mir vorüber im Pörtlerschopf waren die Pferde der hiesigen Cavallerie-Compagnie Klausser placirt.

Morgens um 10 Uhr kam wieder ein österreichisches Cuirassir-Regiment und dann erwartete man noch Artillerie. Die Züricherischen Grenadirs besetzten wieder die Hauptwache; die wenige Cavallerie und Artillerie war wieder im Dienste. Abends kam eine Compagnie Jäger vom Bataillon Fießli zurück, Erzherzog Albert Cuirassirs blieben hier einquartirt; ich hatte 2 Krankenwärter. Der Münsterhof war mit vollen Wagen Haber, Proviant aller Art und Kriegsbedürfnissen so angefüllt, wie an den stärksten Fruchtmärkten an Freytagen mit leeren Wagen. Heute besichtigte der preußische General von Haake das Zeughaus.

Sonntag den 26ten December 1813. — Diesen Morgen reisten die österreichischen Cuirassirs mit vielem Bagage, Proviant und Schlachtvieh ab. Nachmittag postirte sich das Bataillon Fießli auf dem Säumarkt (jetzt Paradeplatz) und ward dann in der Stadt vertheilt und meist abgedankt. Da man heute keine neue Einquartirung erhielt, konnte man es als einen wahren Festtag betrachten.

Montag den 27ten Xbrs 1813 war der nämliche Fall. Gestern schon war der Proclamation von Bern, welche die Wiederherstellung der Oligarchie und Besitzverlangung von Aargau und Waadt (ankündigte), bekannt geworden. Die anwesenden Mitglieder der Tagsatzung hielten keine Sitzung auf der Meisen, auch sah man ihre Weibels ohne Standesfarben herumlaufen. Noch war die Cavallerie-Compagnie Klausser im Pörtlerschopf und die Grenadir-Compagnie vom Baton Fießli und die Artillerie-Compie Finsler im Dienst.

Dienstag den 28. Decembers 1813. — Man spricht von einer Gegenproclamation der Aargauischen Regierung gegen die Bernerische, ebenso daß der Leman den Exdirector Laharpe als gewesenen Jugendlehrer Kayser Alexanders zu ihm abschicken werde, um seine Unabhängigkeit von Bern zu erbitten. Noch war keine solenne Sitzung von der Tagsatzung gehalten worden, da überdem

die Berner Deputirten fehlten. Man erwartete auf Morgen einen starken Train österreichischer Artillerie und das Bataillon Heß zurück, so bis her meist in Seengen einquartirt war.

Mittwoch den 29. Decembers 1813. — Der große Artillerie-Train, wegen dessen Durchzug man so viel zum Voraus erzählt hatte, kommt nicht; aber Hr. Obristwachtmeister von Münzer als österreichischer Platzkommandant in den gewundenen Schwerdt. Einzelne wenige österreichische Nachzügler gehen durch.

Vormittag begibt sich eine Deputation der zur Tagsatzung hieher gekommenen Standesdeputirten, Aloys von Reding an der Spitze, in den kleinen Rath, um demselben zu erklären, daß man den Stand Zürich, welcher so lange Jahre auf eine so würdige Weise die Stelle eines Vororts der Eidgenossenschaft bekleidet, wieder als Vorort ansehe! In der Burgerschaft hatten viele die Meinung, die alte Ordnung der Dinge, wie selbe a<sup>o</sup> 1797 gewesen, werde wieder eintreten, unterdessen die dormalige Regierung als provisorisch verbleibe. Die Aargauer Proclamation, welche die Bernerische verbietet, ward auch bekannt. Das Bataillon Heß kam Nachmittags zurück und ein Bataillon Thurgauer marschierte durch.

Der Beschluß der versammelten Gesandten von 17 Schweizerischen Cantonen unter dem Vorsitz des Landammanns v. Reinhard soll dahingegangen seyn, die Mediation als aufgehoben zu erklären, die XIII alten Cantone unter dem Vorort von Zürich wieder zu anerkennen und die neuen Cantone in den Eidgenössischen Bund aufzunehmen und eine alteidgenössische Tagsatzung nach Zürich auszusprechen.

Donstag den 30sten December 1813. — Das Bataillon Heß ist abgedankt. Heute wurde es das Cavalleriereserve-Corps unter Capitain Klausen. Die Stadt schien abermals wegen Zudrang von Wagen und Pferden zu enge. Etwas österreichische Cavallerie kam an. Die Gesandten von Solothurn und Bern auf die Tagsatzung kamen heute in Zürich an. Noch immer war die Hauptwache von Zürichertruppen besetzt.

Das Bataillon Holzhalb kommt auch zurück. Der Unwillen über das Benehmen von Bern war bey allen redlichen Schweizern, also auch den Bürgeren (von) Zürich meistentheils laut, nur wenige der letzteren, waren anderer Meinung. Dennoch war die geheime Furcht bey den Hinterfüßen und der Argwohn des Landvolkes, daß es völlig um Herstellung der alten Ordnung zu thun sey, um so stärker, weil die Sage ging, es seye ein abgeredetes Spiel von den Herren gewesen, die Allirten einzulassen“.

\* \* \*

Kehren wir zu Eschers Tagebuch zurück, so erhellt daraus, daß der Felsenhof mit vornehmerer Einquartirung bedacht wurde, als der Bürger vis-à-vis dem Pörtlerschopf, und daß der Besizer sich mit den hohen österreichischen Truppenführern, die bei ihm logirten, gut verstand.

Zum 22. notirt er: „Auf morgen werde ich den Fürsten Liechtenstein\*) empfangen, doch kaum füttern müssen. Was hieher kommt, geht auf verschiedenen Wegen wieder Bern zu.“ Am 23.: „Der Prinz ist ein überaus höflicher, freundlicher und offenerziger, man möchte sagen, redseliger Cadet de famille, aber einer der ersten in Wien. Wir passirten mehrere Stunden mit ihm sehr angenehm, so daß, wenn ich Zeit finde, ich einiges von seinen Ansichten, die vermutlich wohl die Ansichten der Machthaber sind, einrücken werde“ (S. 227, 229). Am 24. folgte dem Fürsten der Feldmarschalllieutenant v. Weissenwolff, „dessen wir uns immer mit großem Vergnügen erinnern werden“, und am 25. Feldmarschalllieutenant v. Rostiz. „Wir hatten mit Rostiz beim Nachtessen eine zweistündige äußerst interessante, aber meist militärische Unterredung. Er erzählte uns Vieles von Leipzig, was mir noch unbekannt war. Vom Stillstand am Rhein sagte er ganz unverholen, sie hätten wahrlich auch Ergänzung und Ruhe bedorffen. Er wollte uns in der Äußerung beistimmen, man hätte gleich in dem schönen Aufruf an die Franzosen die Friedensbedingungen ankündigen und offenbaren sollen. Dann aber sagte er: In der Politik muß man auch eine offene Hinterthür behalten, und die Bedingungen hinterm Rhein dürften jenseits des Rheins etwas anders zugeschnitten werden. Übrigens ist auch er, wie so viele Tausende überzeugt, es könne kein dauernder Friede statt haben, so lange dieser Mensch lebe“ (S. 239).

Nach seiner ganzen Denkweise konnte Escher im Durchmarsch der Allirten kein großes Unglück sehen, wenn er auch „eine innere Stimme“ nicht zum Schweigen bringen konnte, die ihm sagte: Es wäre doch schöner gewesen, wenn man sich auch nur einen Tag geschlagen hätte (S. 225). Viel bedenklicher war ihm die von Metternich im Einverständnis mit den Waldshutern durch seinen Sendling Senfft-Bilsach angezettelte Gegenrevolution in Bern, gegen die er den Abscheu Vinth-Eschers und aller einsichtiger Zürcher vollkommen teilte. „Man versichert, die Berner ziehen mit der Armee, um sich des Pays de Vaud zu bemächtigen. Mein Bruder scheint mir ganz stille und von einem innern Gram durchdrungen. „Es ist ganz natürlich, daß die Berner ihren Lohn fordern dafür, daß sie uns verkauft haben“, sagte er, und ich gestehe, daß ich viel weniger über den angekündigten Armeemarsch als über diese Berner Geschichte erschrocken bin. Die Folgen sind unermeslich. Wer sagt mir, daß die Waadtländer nicht heute noch die Franzosen um Hilfe rufen?“ (S. 224). Einen Augenblick ließ der Widerstand, den Senfft in Bern im Gegensatz zum Staatsrat beim Kleinen Räte fand, hoffen, „daß nur eine einzelne Corporation, der sogenannte Englische Club, den tollen Plan der Umwälzung der Regierung und der Wiederunterjochung der Länder, die als Schweizer nicht unter einem Häuflein Despoten stehen wollen“, gefaßt habe (S. 226). Aber die Freude war

\*) Fürst Moriz Liechtenstein, Kommandant der nach ihm benannten leichten Division.

kurz: während die ersten Oesterreicher in Bern einrückten, wurde am 23. Dez. die Gegenrevolution vollbracht und die bekannte Proklamation, welche Aargau und Waadt zurückforderte, erlassen. „Ich wünschte,“ schreibt Escher, „daß über die gräßliche Geschichte die anwesenden Deputirten sich eidlich verpflichteten, wenn Waadt und Aargau je wieder unter Berns Herrschaft fallen sollten, dem ersten Ruf für ihre Rettung durch allgemeinen Aufstand zu folgen“ (S. 240). Überhaupt ist „die Verwirrung, die diese verruchte Geschichte nach sich zieht, gar nicht zu übersehen“ (S. 241). Einer Bernerin schrieb er unverholen: „Vous vous trouvez, Madame, au foyer des grands évènements, chez un peuple qui pour partager la gloire des Allemands se fait un jeu de trahir sa patrie“ (S. 236).

Zum Glück herrschte in Vorort Zürich eine solche Einstimmigkeit in der Beurteilung der bernischen Vorgänge, daß er die Führung gegen die von dort her drohende Reaktion übernehmen konnte. Am gleichen Tage, da diese in Bern triumphirte, fand in Zürich eine „schöne und interessante“ Sitzung des Großen Rates statt. Landammann Reinhard erstattete in dreistündiger Rede Bericht über das Schicksal der schweizerischen Neutralität. Er schilderte die bessern und schlechtern Anstalten jedes Kantons für die Bewaffnung; Zürich, Bern und vorzüglich Waadt hätten alles wünschbare geleistet. Er berührte auch den Hauptvorwurf, der gegen ihn erhoben werden konnte, daß er statt das dreifache Kontingent, 45000 Mann, von der Tagsatzung nur die Vollmacht zu 20000 verlangt und von diesen nur 12500 wirklich aufgeboten hatte, wovon 10000 am Rhein standen. Ich habe in den französischen Archiven die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß die Hauptschuld an dieser elenden Grenzbesetzung von 1813 niemand anders trägt, als Napoleon selber, der besorgte, bei einem stärkern Aufgebot würden die Verbündeten sich desto mehr Mühe geben, die Schweiz gleich Bayern, Württemberg u. auf ihre Seite zu ziehen, und der daher seinen Gesandten Talleyrand anwies, Reinhard, der wirklich 45000 Mann hatte aufbieten wollen, davon um jeden Preis abzubringen, was ihm gelang. \*) Selbstverständlich ließ Reinhard von dieser Intrige nichts verlauten, dagegen entschuldigte er sich mit der Behauptung, bei dem Zustande des schweizerischen Wehrwesens hätte er die Armee auch bei einem Aufgebot von 45000 Mann doch nicht auf 25000 gebracht, und auch jene größere Zahl wäre vollkommen unzureichend gewesen, der ungeheuren Macht, die sich an der Grenze sammelt habe, Widerstand zu leisten. Da darf denn doch daran erinnert werden, daß die Schweiz 1815 eine Armee von 40000 Mann wirklich aufgestellt hat und daß die 40000 am Rhein auf die Oesterreicher einen andern Ein-

\*) Dechslis, Geschichte der Schweiz, II S. 10 f. „Ce n'est ainsi que je viens de le dire que par condescendance pour l'Empereur que M. le Landammann contre son opinion n'a pas demandé à l'assemblée de l'autoriser à faire marcher . . . le triple contingent qui forme en tout 45,000 hommes.“ Talleyrands Bericht vom 1. Dez. 1813.

druck gemacht hätten, als die 10000. Im Zürcher Großen Rat schlug Reinhard's Entschuldigung durch. Man nahm die Neutralitätsverletzung hin, wie man eine Naturkatastrophe hinnimmt, als etwas Unabwendbares. „Von allen, die gesprochen haben, war nicht einer, der nicht dem Landammann seine Zufriedenheit und seinen Dank für alle seine Arbeiten und Sorgen verdankte. Ratsherr Weiß (v. Wyß), Usteri, Pfenninger, Schoch, Bürgermeister Escher zeichneten sich aus. Es waltete die schönste Harmonie und keine Spur von Mißtrauen und Unzufriedenheit war sichtbar. Alle bezeugten, daß nach allen erhaltenen Aufklärungen gewiß die Mißstimmung sich im ganzen Lande legen werde“ (S. 235).

Wenn die Geschichte Reinhard nicht so leichten Kaufes der Verantwortlichkeit für die Neutralitätsverletzung von 1813 entlassen kann, so darf sie ihm für die Energie dankbar sein, womit er dem Bundesbruche der Berner entgegentrat und die in Zürich versammelte „eidgenössische Versammlung“ bewog, zugleich mit der von den Gesandten der Verbündeten kategorisch verlangten Aufhebung der Mediationsakte vom 29. Dezember einen neuen „Bundesverein“ zu schließen, der die von Bern bedrohten neuen Kantone mit umschloß. Damals herrschte nicht nur unter den Zürichern, sondern auch unter den in Zürich versammelten Eidgenossen nur eine Stimme der Empörung gegen die Berner Patrizier. Landammann Zellweger von Appenzell sagte am Tische zu einem russischen General vor mehr als 40 Personen: „Herr General, wir sind alle überzeugt, daß die allirten hohen Mächte die wohlwollendsten Gesinnungen für die Schweiz hegten. Aber ehrlose Menschen und Verräter am eigenen Vaterland haben sie über die Lage unseres Landes und das rechtliche Betragen der Schweizer irre geleitet und unabsehbaren Jammer über unser Land gebracht“ (S. 245). Von den bernischen Gesandten Fellenberg und Thormann, die in Zürich den Standpunkt des hergestellten Patriziats vertreten sollten, schreibt Escher: „Die anwesenden Fellenberg und Thormann haben bekanntlich nicht den mindesten Antheil an der Sache genommen und dennoch so weit den allgemeinen Abscheu mittragen müssen, daß sie hier niemand einquartieren will“ (S. 253).

Den wirksamsten Schützer, dem es zu verdanken war, daß die von Metternich mit den Waldshutern eingefädelt Gegenrevolution auf halbem Wege stehen bleiben mußte, fanden die neuen Kantone in dem Zögling Laharpe, dem russischen Zaren. Die Ankunft des Waadtländers Monod, der allen Gegenmaßregeln der Oesterreicher zum Trotz zu Kaiser Alexander vorgedrungen war, brachte die frohe Kunde, daß Senfft-Pilsach in Bern desavouiert und nur eine Tagesatzung der 19 Kantone anerkannt werde, nach Zürich. Escher berichtet am 30. Dezember mit Genugthuung, daß sein eben von Paris zurückgekehrter Sohn dabei eine Rolle gespielt habe. „Die gestrigen guten Hoffnungen sind in Erfüllung gegangen. Monod war mit Briefen von Laharpe ins russische Hauptquartier gereist. Es ist merkwürdig, daß mein Sohn in Paris die Veranlassung zu diesen Briefen gegeben hat. Er war oft bei Laharpe. Als man

hörte, daß die Gränzen der ganzen Schweiz mit Armeecorps umringt waren, jammerte er, daß er nicht dem Kaiser von Rußland das Schicksal der Schweiz empfehlen könne, da er keine Briefe fortschicken könne, weil er wegen seiner Verbindung mit dem Kaiser nicht schreiben dürfe und unter Aufsicht stehe. Mein Sohn sagte ihm, er solle doch schreiben und er wolle sich der Briefe beladen. Er schrieb zwei Briefe, die mein Sohn an Hrn. Usteri übergeben ließ, und wahrscheinlich mit diesen Documenten präsentirte sich Monod beim russischen Kaiser" (S. 245).

Wenn Escher noch am Schluß des Jahres sich der Aussicht freute, „daß unser Vaterland durch weise, kluge und mäßige Leitung unsrer Obern gerettet werden könne vor innerer Zerrüttung und den unglücklichen Folgen des Übermuths und der Verrätheri, die eigennützig und ehrlose Müßiggänger gegen selbiges anzettelten“ (S. 248), so schwand diese Hoffnung rasch dahin. Dank der Zweideutigkeit der Metternich'schen Politik ging trotz Alexander der Same der Waldshuter Verschwörer immer üppiger auf. Das hartnäckige Festhalten Berns an seinen Vergrößerungsplänen, der auf Losreißung Graubündens von der Schweiz gerichtete Churer Putsch des Baron Heinrich von Salis, die Staatsstreiche der Patrizier von Solothurn, Freiburg, Luzern, der Abfall der Urkantone vom Bundesverein vom 29. Dezember führten zu einer förmlichen Spaltung der Eidgenossenschaft in die um Zürich gescharte „moderne“ und die von Bern geführte „alte“ Schweiz. Escher verzweifelte an der Rettung des Vaterlandes. „Es scheint, als ob man in der Schweiz nicht mehr zusammenleben wolle“ (S. 262). „Nun erst zeigt sich mir der Geist und der Charakter der Nation täglich in einem fatalern Licht. Jetzt, da wir isolirt sind, getrennt von der Aufsicht und Tutel dessen, der das Werk seiner Hände geschützt haben wollte, da wir uns als Schweizer wieder zu einem neuen festen Bund vereinigen sollten — jetzt zeigen mir die elenden Zwiste, die sich in allen Kantonen erheben, daß wir es nicht mehr werth sind, des hohen Glückes, der einzige Freistaat von Europa zu sein“ (S. 272). Am 23. Januar 1814 klagt er: „Mein Abschied an die Schweiz! Helvetien, theures, geliebtes Vaterland. Sollt ich alter Mann noch erleben, daß ich an deinem Sarze weine? Aber nahe, nahe ist die Stunde deines Hinschieds, fürchterlich die Symptome deiner Krankheit. Es ist keine Rettung für dich, wenn nicht schnell die Besinnung zurückkehrt und mächtig dich der Trieb nach Rettung ergreift.“ Er fürchtet die geheimen Absichten des österreichischen Kabinetts, Bayern für die Rückgabe Tirols mit einem Teil der Ostschweiz zu entschädigen und das Übrige als ein natürliches Band zwischen den österreichischen und den neu zu erwerbenden italienischen Provinzen sich einzuverleiben (S. 344). „Vergeblich wären all diese lüsternen Pläne, wenn nicht unsere Blindheit uns so unglücklich macht, daß wir am Ende von irgend einer benachbarten Macht verschlungen werden müssen und alle Monarchen beschließen müssen, daß die Schweiz nur Friede haben könne, wenn ihr ein Meister ge-

geben wird. Wir arbeiten geradezu dem Plan dessen entgegen, dessen Wohlmeinung allein wir vollkommen sicher sind, und bieten dadurch jedem, der geheime und feindliche Pläne gegen uns hegt, die Waffen an, durch die er uns vernichten kann. Wir betragen uns so, daß, wäre ich selbst ein Ausländer, ich den Ausspruch unterzeichnen müßte, daß wir unwürdig seien, ein freies Volk zu sein“ (S. 306 — 308). Und am 11. März 1814: „Mit welcher frohen Hoffnung trate ich an diese Arbeit? und wie wurde diese erhoben durch die Schlacht bei Leipzig, den Übergang über den Rhein, die Erklärungen der alliierten Mächte gegen die Schweiz und durch den schönen Tagsatzungsbeschuß vom 29. Dezember. Und jetzt zwei Monate später!!! Mir grauet, das Bild der gewissenlosen, bundesbrüchigen Volksführer und das Bild der innern Zwentracht, der Vergrößerungswuth und wahren Raubgierde zu entwerfen, die die Schweiz an den Rand des Abgrunds führen. Wären wir uns in diesem Augenblick selbst überlassen, so stünde nicht nur ein Canton gegen den andern, sondern in vielen Cantonen ein Bürger gegen den andern in Waffen — und alles das hat Bern gethan. Es sahe in dem Beschuß vom 29. Dezember den Untergang aller seiner Eroberungs-Pläne. Es sahe in dem neugewählten Vorort Zürich einen seinem Stolz versetzten tödtlichen Streich und bote von da an allem auf, die ausgeschriebene Tagsatzung zu hintertreiben. Mit fast voller Gewißheit läßt sich behaupten, daß ein in Neuenburg gemachtes Anleihen dazu gedient hat, eine große Zahl von Cantonen in ihre Interessen zu verwickeln. . . In Schwyz hatte man den Banditen Auf der Maur, und dort ging die Raserei so weit, daß man Meding, der erklärt hatte, er lasse sich zu keiner Tagsatzung außer Zürich brauchen und protestire gegen alle Unterthanen in der Schweiz, mit dem Verbrennen seines Wohnhauses drohte“ (S. 351).

Der Ekel verleidete es Escher allmählig, die schweizerischen Angelegenheiten in sein Tagebuch aufzunehmen; „denn ich müßte Folianten schreiben“. Er verweist dafür auf die von Usteri redigierte Aarauzeitung, die das Merkwürdigste fast alles enthalte und deren Zusammenfassungen über das punctum litis ein so vollständiges Licht werfen, daß jeder unparteiische Ausländer sich dadurch in Stand gesetzt sähe, als Obmann über den ganzen Prozeß abzusprechen (S. 378). Als seinen Standpunkt wiederholt er einen Satz aus einer der zahlreichen Streitschriften, die damals erschienen: „Bei allem Kreislauf war es immer Täuschung und Wahnsinn, die Wiederherstellung politischer Formen zu erwarten, die einmal untergegangen sind“ (S. 379). Auch der Putschversuch in Solothurn am 1. Juni lieferte ihm den Beweis, „daß es in der Schweiz mit den Aristokratien nicht mehr gehen will“ (S. 414).

Bei alledem bleibt Escher ein aufmerksamer Patriot, wie eine interessante Notiz zum 12. April zeigt: „Daß vielleicht nächstens die zukünftigen Gränzen der Schweiz ganz anders bestimmt werden, als ehmalen, das könnte das Werk meines Bruders sein, der die eigentlichen natürlichen Gränzen der Schweiz

auf der Meyerschen Karte bezeichnet, aus Auftrag der Gesandten ins Hauptquartier sandte. Würde dieser Plan genehmigt, so dürften die Schweizer sich höchlich wundern, wenn, ohne daß jemand etwas davon verlangt hätte, das Bistum Basel, das Pays de Gex, bedeutende Strecken in Italien, Veltlin, Konstanz zu der Schweiz zugeordnet würden.“\*)

Im Gegensatz zu den patrizischen Restaurationen in Bern und Solothurn ist Escher mit der Verfassungsänderung, die Zürich 1814 vornahm, von Herzen einverstanden: „denn in allem spricht sich wahrer Freiheitsfinn und das Bestreben aus, Stadt und Land aufs innigste zu vereinigen und zugleich — ohne allen Zwang und Druck — die Aristokratie der Aufklärung wieder zu begründen“ (S. 342). Über die Annahme dieser Verfassung durch den Großen Rath besitzen wir, abgesehen von der Rede Davids von Wyß, die in der Biographie der beiden Bürgermeister von Wyß gedruckt ist, nur ganz kurze Protokoll- und Zeitungsnotizen, so daß Dändliker in seinem der Entstehungsgeschichte der Zürcher Verfassung von 1814 gewidmeten Aufsatz den Wunsch äußert: „Besäßen wir doch darüber einen ausführlichen Bericht oder auch nur eine Skizze des Ganges der Beratung“.\*\*) Die Notizen des Escherschen Tagebuches sind geeignet, einigermaßen die Lücke auszufüllen: „Am 6. Juni 1814 ward das Projekt unserer neuen Cantonsverfassung dem großen Rath vorgelegt und nach ziemlich tumultuarischer Sitzung zur detaillierten Prüfung an eine Commission von 13 Mitgliedern verwiesen. Die Winterthurer, wohl eines der beglücktesten Völkgen des Erdbodens, haben sich in Masse durch Mißbilligung des Plans ausgezeichnet und machen die unverschämtesten Ansprachen auf besondere Prärogativen, als z. B. ein stetes Mitglied im kleinen Rath, im Obergericht und im Comité militaire zu haben. Stadtrichter Escher gab eine hochstudierte Protestation ein gegen die Competenz des großen Rathes, den er mittelst der aufgehobenen Mediationsakte als aufgelöst erklärte. Vater Weiß\*\*\*) ist ganz unerwarteter Weise auch wieder auf die Seite der Mißvergnügten übergesprungen und will zwar die Vollmacht der Regierung, einen Entwurf für eine Constitution zu geben, nicht directe angreifen, aber solche als Entwurf der Ratification der 65 Zünften unterwerfen. Am Freytag 10. dieß wird die Arbeit

\*) Wir wissen, daß Escher von der Linth schon 1800 und 1801 für die helvetische Regierung zwei Gutachten über die bei dem Friedensschluß von Lunéville anzustrebenden Grenzverbesserungen ausarbeitete, daß ferner der Oberstquartiermeister Finsler am 2. Mai 1814 ein zum Teil auf Eschers Arbeiten beruhendes Gutachten über die militärisch wünschbaren Grenzen der Tagsatzung einreichte, die es — für künftige Zeiten als geheimes Aktenstück ins eidgenössische Archiv legte. Die Angabe Hottingers (S. 224), daß auch Linth-Escher 1814 eine Denkschrift „über die Militärgrenzen der Schweiz, vorzüglich gegen Frankreich“ Lebzelttern und Capo d'Istria überreicht habe, erhält durch die Notiz des Bruders ihre willkommene Bestätigung.

\*\*) Zürcher Taschenbuch 1904, S. 36.

\*\*\*) Ohne Zweifel Altbürgermeister David v. Wyß im Gegensatz zu seinem Sohne gleichen Namens, dem damaligen Staatsrat v. Wyß.

der Commission wieder vorgelegt und doch wahrscheinlich das Projekt, so wie es ist, angenommen“ (S. 412).

„Am 10./11. wird im großen Rath die Annahme oder Verwerfung der neuen Constitution entschieden werden.“

„Nach einer Debatte von 7 und am zweiten Tag von 10 Stunden, bey welcher 42 Mitglieder gesprochen hatten, ward die Verfassung für den Canton Zürich mit 105 gegen 62 Stimmen, so wie sie bey meinen Papieren liegt, im Namen des Cantons und von uns als von dem Land dazu Bevollmächtigten festgesetzt. Vor 4 Wochen wäre sie vermuthlich einstimmig angenommen worden, aber zur ewigen Schande meiner Mitbürger muß ich sagen, daß jene Partey, deren Wortführer im Rath Escher und Weiß waren, sich jedes ehrlosen Mittels bedienten, um zu reussieren und den Sturz der Verfassung zu erzielen, und sich nicht scheueten, ihren Grundsätzen und ihrer Hauptabsicht entgegen — die doch nichts weniger war als der Sturz der Landleute — öffentlich zu bezeugen, daß sie es gar ernstlich wünschten, daß dem Land eine um wenigstens 20 Mitglieder vermehrte Repräsentation zugetheilt und dagegen der Stadt eine Ausdehnung an directe gewählten Zünstern accordirt würde. Diese dem Land gegebne Hoffnung, das sie dann auch in den letzten Tagen mit der größten Thätigkeit bearbeiteten, konnte ihre Wirkung nicht verfehlen, da das Land, wenn es gekommt hätte, die ganze Nation nach der Bevölkerung hätte repräsentiren lassen, und hatte deßnachen die Stimme aller ehemaligen Patrioten für sich, denen dann alle Winterthurer, die sich höchlich benachtheiligt fanden, ebenfalls zustimmten. Ohne die vortreffliche Vorstellung von Usteri und dessen Einfluß wäre ohne Fehl das Project verworfen worden“ (S. 415).

Aus Eschers Notizen erhellt also, daß die stadtzürcherische Aristokratie der neuen Verfassung gespalten gegenüberstand. Die extreme Partei, die im Frühjahr unter Führung des Gerichtsherrn Escher von Berg auch in Zürich eine einfache Restauration der alten Verfassung von 1797, also die völlige Beseitigung der Mitregierung des Landvolks, angestrebt hatte, aber an der festen Haltung der Regierung gescheitert war, hatte ihre Taktik geändert und zeigte sich nun demokratischer, als die Regierungspartei, indem sie mit ihren Antipoden, den Patrioten, d. h. den Demokraten vom Land, sich verbündete, nur um den Verfassungsentwurf zu Fall zu bringen. Merkwürdig ist auch, daß der greise Altbürgermeister David v. Wyß, der seit der Helvetik von den Geschäften zurückgezogen lebte, sich zu den Gegnern der Regierung, in der doch sein gleichnamiger Sohn eine Hauptrolle spielte, gesellte und die von ihr verworfene Volksabstimmung über die Verfassung verlangte, während das Haupt der Liberalen, Paul Usteri, die Regierungsvorschläge durch sein Eintreten gegen das Bündnis von Rechts und Links rettete.

#### IV. Der Feldzug von 1814.

Während Escher voll Scham und Trauer die Vorgänge im Inland nur noch sporadisch notierte, folgte er mit Begeisterung dem Vormarsch der Verbündeten in Frankreich. „Es ist doch wahrhaftig die heilige Sache der Menschheit, es ist um Ruhe und Frieden in der Welt, um die man sich schlägt. Wohl suchen alle verbündeten Staaten bei dem Krieg ihre eigene Erhaltung, ihren Wohlstand, ihr verlorenes Ansehen und Unabhängigkeit; aber das ist's eben, was den Krieg zu einer gerechten und heiligen Fehde macht, daß sie alle dies große Ziel nicht mehr in Eroberungen, sondern einzig nur im Frieden finden.“ Gegenüber den „Unglückseligen“, die Napoleon im eignen Land für unüberwindlich halten, führt er die Grundlosigkeit dieser Annahme im einzelnen aus. Auch die levée en masse erschreckt ihn nicht; sie könne höchstens die allgemeine Verwirrung vollenden. Dagegen erfüllen ihn die Spuren, daß die Bande unter den Alliierten sich lockern, sowie die Anknüpfung von neuen Friedensverhandlungen mit Unbehagen. „Ich hoffte von einem Tag zum andern zuverlässiger, daß die Alliierten nicht mehr mit Napoleon unterhandeln wollten. Bleibt er am Platz, so glaube ich die schönste Frucht eines künftigen Friedens verloren“ (S. 279).

Aus Paris angekommene Zürcher brachten die Nachricht: „Napoleon soll ganz abscheulich seinen Gram in Champagner ersäufen und alle Tage Opium nehmen. Möge er sich einst berauscht in der Portion vergreifen!“ (S. 283). Aber die kräftigen Schläge, die der angebliche Alkoholiker und Opiumsäufer Anfangs Februar Blücher bei Champ-Aubert, Montmirail, Chateau-Thierry, Bauchamps und dem Fürsten Schwarzenberg bei Rangis und Montereau beibrachte, zeigten statt eines Versinkens in Verzweiflung noch einmal ein „glänzendes Ausflodern des napoleonischen Feldherrngenius, an seine beste Zeit erinnernd“ (York v. Wartenburg).

Während dieser Zeit herrschte in Zürich ein auffälliger Mangel an Armeebereichten. Dafür schwirrten Gerüchte in Masse umher, die Escher nicht in sein Tagebuch aufnehmen mochte. „Ich gebe hier, schreibt er am 16. Februar, eine kurze Probe, wie schwer es sei, die Geschichte des Kriegs zu schreiben. Um 5<sup>1/2</sup> Uhr sagte mir mein Ferruquier, daß er in vielen Häusern vernommen habe, daß Briefe gekommen, laut denen die preußische Armee 40,000 Mann verloren; General Blücher sei tot und die Österreicher ziehen sich vom Kriegstheater zurück. Eine Viertelstunde später kam er wieder und sagte, er möchte doch nicht, daß ich ihn für einen Lügner halte; soeben seien Briefe gekommen, mit der Nachricht, daß nach fünftägiger anhaltender Schlacht die Alliierten in Paris eingezogen, daß man sich in Paris selbst geschlagen, die Österreicher sich ganz außerordentlich ausgezeichnet, daß Blücher wirklich schwer verwundet sei“

(S. 324). Am gleichen 16. Februar, während Napoleon in Wirklichkeit Schwarzenberg zum Rückzug auf Troyes zwang, kam ein Bulletin von Basel: ein am 14. aus dem Hauptquartier angekommener Kurier sage aus, die Schlüssel von Paris seien den Monarchen überbracht worden; der feierliche Einzug der gekrönten Häupter werde am 16. an der Spitze ihrer Garden stattfinden (S. 326). Am 18. Februar meint Escher, am Einmarsch der Alliierten in Paris sei gar nicht mehr zu zweifeln (S. 328). Aber am 21. muß er das Dementi hinzufügen: „Weit entfernt, daß die Alliierten schon in Paris stehen, läßt sich behaupten, daß sie kaum über Troyes aus vorgerückt seien. Die Einberufung der noch am Rhein gestandenen österreichischen Armee und der nun seit 8 Tagen fortdauernde gänzliche Mangel an allen authentischen Armeebereichten zeigen nur zu klar, daß jeder Schritt vorwärts mit vielem Blut muß erkämpft werden“ (S. 330). Doch glaubt er, die französischen Nachrichten, welche die Auflösung der Blücher'schen Armee berichten, seien zu  $\frac{9}{10}$  falsch; „so lassen sich die Preußen nicht schlagen“ (S. 338). Auf der andern Seite hat er nun solches Mißtrauen gegen die „schönen Sachen“, die die deutschen Zeitungen erzählen, daß er sich gar nicht getraut, etwas davon in sein Tagebuch aufzunehmen. Noch eine Woche nach dem Einmarsch der Verbündeten in Paris (31. März) bemerkt er am 7. April, daß man seit 14 Tagen ohne Nachrichten sei von der Armee (S. 384).

Endlich sind sie da, diese Nachrichten. Am 8. April jubelt er: „Die Deutschen sind in Paris! Was liegt nicht alles von Hoffnungen und frohen Ausichten in diesem Wort? Jetzt, Herr, lasse deinen Diener hinfahren; denn meine Augen haben dein Heil gesehen. Ja, ich sehe ihn, den göttlichen Moment, der Ruhe, Frieden und Wohlstand und Sicherheit und Glauben an Tugend und Humanität der Welt zurückführen wird“ (S. 385). Und zu Ostern jetzt er diese Betrachtungen fort: „Jetzt, da wir am Ziel dieser größten aller Weltbegebenheiten zu stehen scheinen und unser noch die ersten Entwicklungen und Folgen derselben und ein wahrscheinlich ebenso lange dauernder Ruhestand warten, jetzt, am Schluß der französischen Revolution, von welcher die Erscheinung Buonapartes und seine Lebensgeschichte in meinen Augen nur eine Fortsetzung derselben, eine veränderte Form des Direktoriats war, danke ich Gott, daß er mich diese Geschichte und deren Ende hat erleben lassen“ (S. 388).

Mit dem Sturz Napoleons erlahmt sichtlich sein Interesse an der Arbeit. Die Aufzeichnungen werden immer seltener, bis sie am 19. Oktober 1814 für längere Zeit ganz aufhören.

## V. Der Krieg von 1815.

Nach einer Pause von 4 Monaten fügte Johannes Escher am 19. Februar 1815 als vermeintliche Schlußbemerkung hinzu: „Die Zeiten sind vorüber, in denen beinahe jeder Tag sich durch Ereignisse auszeichnete, die über das Wohl und Wehe, über die Existenz ganzer Länder, über das Leben von hunderttausend Kriegern entschieden. Nur mit einem großen Geschäft ist jetzt ganz Europa erfüllt. Es sucht die Welt wieder in ihre Angeln zurückzuführen, aus denen die große Revolution und deren letzter Auswuchs Napoleon sie gehoben hatte. Alle Monarchen sind seit 5 Monaten vereint, um der Welt den Frieden zu geben, und nur die allen gemeinsame Tendenz, daß keiner verlieren und jeder gewinnen will, daß jeder die Vergrößerung des Nachbarn als Verlust für sich selbst betrachtet, macht die Arbeit so schwierig, daß sie noch nicht ihre Vollendung erreichen konnte. Doch glaube ich, daß dieses Friedenswerk seiner Vollendung nahe ist, und hoffe, daß uns im Lauf dieser Woche darüber erfreuliche Nachrichten einkommen werden. Ich vertraue um so fester auf diese Aussicht eines allgemeinen Friedens, weil ich glaube, daß es jetzt nicht mehr in der Gewalt noch in dem Vermögen der Fürsten läge, dem Willen der Völker entgegen sich in Kriege zu verwickeln, deren Ende nun kein menschliches Auge mehr vorhersehen könnte. Aber wie die Angelegenheiten meines unglücklichen Vaterlandes zum Ziele einer dauerhaften Ruhe gebracht werden könnten, das ist mir noch vollkommen dunkel. Ich vermag gar nicht auszudrücken, welchen Grad von Verachtung mir die ehemals so ehrwürdig geschienene Versammlung der Eidgenössischen Räthe, von Tag zu Tag steigend, einflößt, wie unmöglich mir immer mehr eine Vereinigung der Cantone vorkommt, die, durch die niedrigsten Leidenschaften irregleitet, einen solchen Haß gegenseitig auf einander geworfen haben, daß ich mir keine Versöhnung, keine Rückkehr zu brüderlicher Eintracht möglich denken kann. . . Wo ich hinblicke, finde ich in der Schweiz nur den Stoff von unheilbaren Krankheiten, nur Belege von der traurigen Wahrheit, daß der Geist unsrer Väter von uns gewichen, daß wir für das Gefühl der wahren Freiheit abgestumpft, ihrer nicht mehr werth sind und darum auch nur unser eigenes Grab bereiten“ (S. 421).

Mit dieser Trauerrede auf sein Vaterland sollte Escher sein Tagebuch indes nicht endigen. Drei Wochen später drückte ihm die Rückkehr Napoleons von Elba wieder die Feder in die Hand; denn „von neuem scheint sich eine Crisis zu bereiten, die noch Ereignisse herbeiführen muß, die selbst die frappantesten Begebenheiten meiner Zeiten hinter sich zurücklassen, die noch zu einer Catastrophe führen, die, wenn sie unglücklich endigt, meinen Glauben an Gott und Vorsehung zerschmettern würden, mir nur den Wunsch übrig ließen, bald durch den Tod dem Anblick der zu undenkbarer Erniedrigung herabgewürdigten Menschheit entzogen zu werden.“

Am 8. März hatte man in Zürich bereits italienische Briefe, welche die Flucht des Gefangenen aus Elba meldeten. Am 10. abends erhielt der österreichische Gesandte Schraut von dem in Mailand kommandierenden Bubna bestimmte Nachricht. Die Legende von dem „perfiden Albion“ bewirkte, daß damals vielfach die Meinung sich verbreitete, England habe Napoleon absichtlich entlassen lassen. Auch Escher teilte sie: „Was nun aber bei dieser Begebenheit ganz besonders auffällt, ist das Betragen der Engländer, die von allen Mächten den Auftrag übernommen hatten und ihn unzweifelhaft absichtlich unerfüllt ließen, Bonaparte zu bewachen. Es gibt hier Politiker, die behaupten, England bedürfe für die Fortdauer seiner Existenz eines ewigen Krieges in Europa, und so hätten sie da allerdings sehr zweckmäßig operiert“ (426). Waterloo und St. Helena bildeten die wirksamsten Argumente gegen solche Verdächtigungen, die indes noch immer Gläubige finden.

Mit den Gefühlen des Staunens, der Bangigkeit und des Ingrimmes begleitet Escher den Marsch Napoleons auf Paris. Hier sei die Schilderung, die das Tagebuch aus Briefen „von einem sehr sichern und zuverlässigen Augenzeugen“ über Napoleons Einzug in Lyon am 10. März gibt, mitgeteilt: „D'Artois hatte ein Truppen-Corps und wollte den Einmarsch behindern. Aber er brachte sie nicht ab Platz; alles Zureden half nichts. Am Morgen um 2 Uhr entfernte er sich von Lyon mit Thränen in den Augen. Abends 5 Uhr zog Napoleon ein und zwar allerdings unter sehr lebhaftem Vivatrufen. Er war wirklich sehr heiter, nahm, da es stark regnete, einen Überrock von einem Soldaten und sprach mit allen Menschen. Auch nur die kleinste muthige That hätte es ihm unmöglich gemacht, auf Lyon zu kommen. Aber kaum hatte sich d'Artois entfernt, so schmissen seine Soldaten selbst alle Berrammlungen der Brücken in den Fluß und gingen ihm entgegen. Von da aus disponierte er sogleich sein Corps, das wohl auf 8000 Mann geschätzt werden mag, in zwei Theile, eins gegen Burgund und Elsaß, das andere auf die Straße nach Paris. Wohl wird sich in den nächsten 3 Tagen aufheitern, ob er irgendwo Widerstand finde oder nicht. Es ist wahrlich wie wenn etwas ganz Übernatürliches in dieser Begebenheit läge, — daß sich nicht ein einziger Mensch findet, der sich an diesen Mann wage, der in Lyon ohne alle Bedeckung, ohne alle Umgebung sich jedermann nahete, der ihn sehen und sprechen wollte“ (S. 435).

Die Schlacht bei Waterloo am 18. Juni scheint in Zürich erst nach sechs Tagen, am 24. Juni bekannt worden zu sein. „Mein letztes Blatt“ (vom 23. Juni) schreibt Escher am 24., „schloffe sich mit einer Nachricht, die eben nicht geeignet war, große Hoffnungen zu gewähren. Anders ist es heute, Setzt werden die unüberwindlichen Franzosen eingestehen müssen, daß sie geschlagen sind und daß ein Blücher und ein Wellington einen Napoleon aufwägen und die heilige Sache der Menschheit eine übermenschliche Kraft gibt“ (S. 537).

Obwohl mit Waterloo und der zweiten Einnahme von Paris der Krieg in der Hauptsache zu Ende war, dauerte er als Festungs- und Volkskrieg in den Provinzen noch geraume Zeit fort. Daß der letztere damals schon zu grausamen Repressalien führte, die nur zu sehr an heutige Vorfälle erinnern, lehrt folgende Notiz Eschers: „Wohl ergibt sich, daß an vielen Stellen der Krieg noch stets auf eine Weise fortgesetzt wird, daß Frankreich am Schluß desselben in eine Lage kommen muß, die die Summe des höchsten menschlichen Elends enthält. Häufig vertheidigen sich die bewaffneten Bewohner der Dörfer im Elsaß, in Lothringen und an der Gränze von Savoyen. Dann wird geplündert, gebrannt, und so rücken die Armeen vorwärts und den Überlebenden bleibt nichts als der Hungertod. Brede soll auf diese Weise in einem Dorf 30 Mann verloren haben. Er läßt das ganze Dorf umringen, die Einwohner vor sich berufen, alle Männer erschießen, Weiber und Kinder in die nächsten Dörfer jagen, damit sie erzählen, wie es denen gehe, die sich zur Wehr setzen. Das Dorf wird geplündert und abgebrannt. Im Elsaß scheinen täglich ähnliche Vorfälle stattzuhaben“ (S. 565).

Für die Teilnahme der Schweiz am Krieg und den sonstigen Verlauf der eidgenössischen Dinge beruft sich Escher im Ganzen auf die „Aarauer Zeitung“ und die „Allgemeine Zeitung“, wo Usteri „stets so treu berichtet, daß wir diesem Blatt alles Wichtige und Vieles entheben, was uns ohnedem ganz unbekannt bliebe“ (S. 489). Bemerkenswert sind Eschers Mitteilungen über die Convention vom 20. Mai 1815, durch welche die Schweiz ihre Neutralität im Feldzug gegen Napoleon aufgab und sich bis auf einen gewissen Grad dem „System“ der Verbündeten anschloß. Es erhellt daraus, daß auch im Kanton Zürich starke Opposition sich dagegen erhob und daß der Führer dieser Opposition kein Geringerer war, als Escher von der Linth. „In heutiger Rathssitzung (18. Mai) soll mein Bruder sich sehr hitzig gegen jeden Beschluß und Autorisation der Tagsatzung für eine mehrere Stellung Eidgenössischer Truppen erklärt haben, zumal es sich erweise, daß Frankreich von neuem sehr friedliche, annähernde Gesinnungen gegen die Schweiz äußere. Er soll aber sehr übel aufgenommen worden sein und mit einem Mehr von 7 Stimmen für ihn abgezogen sein, vermutlich E(scher), U(ster)i, H(omberger?), B(oge)L, R(ebman)n, P(f)em(m)inger, und vielleicht St(eine)r. Er steht dormalen in sehr mißlichem Ruf. Fast sollt ich denken, der Republikanismus rege sich bei ihm“ (S. 506 f).

Die Ratifikation des von der Tagsatzungsmehrheit angenommenen Vertrages seitens der einzelnen Kantone gab Linth-Escher wieder Gelegenheit, seine Grundsatztreue in bezug auf die Neutralität zu betätigen.

„Heut (1. Juni) ward dem Gr. Rath der mit den Ministern der Allirten Mächte abgeschlossene Vertrag zur Sanction vorgelegt und mit 109 Stimmen gegen 52 angenommen. Seit 12 Jahren hatten wir keinen solchen verhassten Auftritt mehr, bei welchem sich eine so laute Vorliebe für den wiedererstandenen

Napoleon und ein so offener Versuch, Schrecken zu verbreiten und das Betragen der alliirten Mächte zu verdächtigen, äußerte und mit dem bittersten Eifer auf Beibehaltung einer Neutralität gedrungen ward, die offenbar nichts anderes ist, als ein von Sünningen bis Genf fortlaufendes Bollwerk, das, Napoleon sichernd, wie die beste Festung, ihm gestattet, alle seine Streitkräfte in anderen Gegenden zu vergrößern. (Mein) Bruder war eigentlich der Chef der Opponenten" (S. 518).

Im Gegensatz zu seinem Bruder freut sich Johannes Escher über die Convention: „So wären wir nun aus der verdamnten\*) Neutralität herausgehoben und, wie mir scheint, doch in eine Lage gesetzt, die weit mehr als zuvor uns sichert vor französischen Einfällen" (S. 508). Aber über die „Großthaten" des eidgenössischen Heeres unter General Bachmann, „womit man dem todten Feind noch einen Zahn abschneiden will", war auch er nicht sehr erbaut (S. 554, 556, 561, 564). Und ungern trägt er die Notiz ein: „Privatnachrichten melden, daß bei den Einfällen in das französische Gebiet sich die Schweizer große Exzesse mit Raub und Plünderung friedlicher Einwohner haben zu schulden kommen lassen" (S. 564).

Mit der Angabe der wesentlichen Punkte des Pariser Präliminarfriedens vom 2. Oktober 1815 schließt Escher seine Kriegszeitung am 26. Oktober mit einer ebenso bescheidenen als zutreffenden Würdigung: „Hier setze ich dieser meiner Arbeit ein Ziel. Noch kann sie dadurch einiges Interesse haben, daß viele der in verflossenen zwei Jahren höchst wichtigen Weltbegebenheiten gerade da, als sie geschehen, und somit auch mit den Eindrücken aufgezeichnet worden, die sie auf mein Gemüt machten, und öfters noch mit Ansichten auf ihre nähern Folgen begleitet waren, deren Erfüllung mir oft Freude machte. Nun aber, da die Geschichte dieser Zeiten sich in mehreren historischen Schriften in derjenigen Ordnung, die ich der meinen nicht geben konnte, und mit einer Vollständigkeit und in einem Zusammenhang aufgezeichnet finden, wie sie nur später erblickt und umfaßt werden konnten, — schien mir deren Fortsetzung eine unnütze Arbeit und so lege ich die Feder nieder, ohne jedoch aufzuhören, mit lebendiger Theilnahme die Folgen des nun beendigten großen Nationalkrieges und besonders auch die Folgen der wichtigen Ereignisse in Frankreich aufzufassen."

\*) Wie anders denken wir heute!